Neue Schriften.

Zur deutschen

Literatur- und Kulturgeschichte.

Von

Robert Prutz.

Zweiter Band.

Halle,
G. Schwetschke'scher Verlag.
1854.

Inhalt des zweiten Bandes.

Deutschlands Einheit

und

die deutsche Literatur.

Die deutsche Einheit ist neuerdings sehr in Mißcredit gekommen, und zwar nicht blos bei den Cabinetten und ihren Diplomaten, sondern auch beim Publikum selbst. Nachdem man sich so lange und stets mit vergeblichen Hoffnungen getragen und über dem glänzenden, aber wie es scheint unerreichbaren Ideal das minder glänzende, aber doch vielleicht erreichbare Ziel verfehlt hat, ist man es überhaupt müde geworden sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Ja man hört nicht einmal gern mehr davon sprechen; die Verbote und Drohungen, welche die deutschen Regierungen in alter und neuer Zeit gegen die Zeichen und Symbole deutscher Einheit erließen, sind in diesem Augenblick vollkommen antiquirt und überflüssig geworden, da ohnedies Niemand mehr Verlangen nach ihnen trägt oder ihnen irgend eine Bedeutung beilegt, eine Verehrung widmet, einen Glauben, eine Hoffnung an sie knüpft. Im Hause des Gehängten soll man nicht vom Stricke sprechen; so spreche

man denn auch dem Deutschen nicht mehr von deutscher Einheit. Selbst wo sich praktisch gewisse Anfänge der Einheit entwickeln oder auch fortentwickeln, wie auf dem materiellen Gebiet der Zoll- und Handelsverhältnisse, der Gesetzgebung 2c., will der Deutsche von heut die Früchte derselben zwar genießen: aber daran, daß ihm hier in der That, wenn auch in unscheinbarster Form, die Knospen einer beginnenden deutschen Einheit entgegenschwellen, daran mag er bei alledem nicht gern erinnert sein. Die dermalige deutsche Generation fühlt sich erschöpft durch die Experimente, die im Namen der deutschen Einheit mit ihr gemacht worden sind, von Diplomaten und Gelehrten, von Volksvertretern und Volksverführern, in Conferenzen, Parlamenten und Bürgerkämpfen, am grünen Tisch, auf der Rednerbühne und auf dem Schlachtfelde; sie hat zu schwer für diese Experimente büßen und das Material dazu zu sehr aus ihrem eigenen Felle liefern müssen, um nicht ein für allemal damit abgeschlossen zu haben. Am Ende, sieht sie ein, hat der alte Metternich doch nicht so Unrecht gehabt und Deutschland ist wirklich nur ein „geographischer Begriff." Wenn sich innerhalb dieses „geographischen Begriffs" nun hübsch ruhig wohnen und essen und trinken und bequem Handel treiben und vielleicht sogar mit nicht allzugroßer Paßschererei von einem Ende zum andern reisen läßt — wel-

cher vernünftige Deutsche (und die Deutschen werden ja alle so vernünftig geboren) sollte daran nicht völlig zur Genüge haben und sollte im Besitz dieser positiven, handgreiflichen Güter sich nicht gern aller utopischen Hoffnungen und Träume entschlagen?

Welche Wirkungen diese veränderte Stimmung des Publikums auf die übrigen Gebiete des deutschen Lebens haben wird, bleibe dahin gestellt. Auf unsere Literatur aber und namentlich auf unsere Poesie muß die Wirkung nicht unbeträchtlich sein. Indem der Deutsche dem Traumbild seiner Einheit den Rücken wendet, indem er ein für allemal nichts mehr wissen will von Kaiser und Reich und jenem Barbarossa, um dessen Haupt noch immer die Raben fliegen und dessen Bart schon dreimal um den Tisch gewachsen ist — reißt er der Mehrzahl unserer Poeten ein Stück Boden unter den Füßen weg, das zwar, genauer besehen, gar kein wirklicher, zuverlässiger Boden war, sondern nur Wolkendunst und Morgennebel, auf dem unsre Poeten jedoch sich so fest angesiedelt hatten, daß sie den Verlust nur sehr schwer ertragen werden. Der Wunderbau des Schwalbennestes besteht, mit dem Augenglas betrachtet, auch nur aus allerhand werthlosem Wegwurf, aus Strohhalmen, Haaren, Federn: aber wenn du der Schwalbe diesen werthlosen Bau zerstört hast, so ist sie doch heimatlos geworden und stößt doch

in verzweifeltem Suchen das Köpfchen gegen die Mauer, bis sie stirbt!

Wird es der deutschen Poesie vielleicht ebenso ergehen? Wird auch sie verstummen oder wird sie doch wenigstens das patriotische Gebiet gänzlich verlassen müssen, seit das Publikum aufgehört hat an ihre Barbarossa's zu glauben und für die versunkene Krone des deutschen Reichs zu schwärmen? Werden unsere Dichter den erhabenen Urwald der vaterländischen Geschichte gänzlich vermeiden, sich lediglich, wie es im Augenblick geschieht, auf die offene grüne Wiese jugendlicher Romantik zu Gänseblümchen und Vergißmeinnicht flüchten müssen, seit es ihnen nicht mehr vergönnt ist, die erhabenen, aber leider zu luftigen Bilder künftiger deutscher Einheit heraufzubeschwören?

Oder giebt es vielleicht im Gegentheil für die Poesie noch andere und sogar noch lebenskräftigere Gestalten, in denen sie die Zukunft Deutschlands wiederspiegeln kann: Gestalten, die dem materialistischen Sinne der Gegenwart näher stehen und verständlicher sind und die darum der poetischen Fülle und Wahrheit doch nicht entbehren?

Ueberschauen wir, um diese Frage, deren Wichtigkeit für die nächste Gestaltung unserer Poesie Niemand in Abrede stellen wird, ein wenig gründlicher beurthei-

len zu können, den Weg, den die Idee der deutschen Einheit in unserer Literatur bisher genommen, sowie die Wirkungen, die in wechselseitigem Verkehr die eine auf die andere geäußert hat. Wir werden dabei weder an große poetische Kunstwerke, noch an große politische Thaten kommen, wohl aber werden wir dabei eine Reihe der interessantesten und entscheidendsten Momente in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes an uns vorüber gehen lassen. Ja man darf dreist behaupten, daß die deutsche Literatur die wahre Wiege des deutschen Einheitsgedankens gewesen ist und daß die geringen Anfänge von Ausführung und Verwirklichung, welche derselbe bis auf diese Stunde überhaupt erfahren, vorzugsweise durch Vermitelung der Literatur gemacht worden sind. —

Sehen wir ab von einzelnen gelegentlichen Klagen der mittelalterlichen Minne- und Meistersänger, die überdies mehr nur die materiellen Nachtheile augenblicklicher Spaltung und Verwirrung im Reich betreffen, so taucht der erste Gedanke einer deutschen Einheit, die nicht blos auf dem Papier stehen, sondern die Nation innerlich erfüllen und zu weltgeschichtlichen Thaten begeistern soll, im Zeitalter der Reformation auf. Ulrich von Hutten, dieser edelste Vorkämpfer der neuen Zeit und ihrer Ideen, suchte auch der Idee der deutschen Einheit einen ebenso verständlichen als mächtigen Ausdruck zu geben.

Aber die Woge der Zeit verschlang sie rasch wieder, wie sie kaum aufgetaucht war; es sollte dem Gedanken eines einigen und mächtigen Deutschlands nicht besser ergehen, wie seinem Verkünder, dem Flüchtling von Ufnau selbst — er wurde geächtet, verfolgt, vernichtet und Jahrhunderte erst waren nöthig, um mit dem Andenken jenes edelsten deutschen Märtyrers auch ihn wieder in dem Bewußtsein der Menschen zu erneuern.

Und auch diese Erneuerung fand Anfangs nur in sehr bescheidener, um nicht zu sagen schüchterner Form statt. Von den Großen der Erde zurückgestoßen, von seinen Freunden verlassen, gescheitert und verunglückt in seinen praktischen Entwürfen, hatte Ulrich von Hutten für seine deutschthümelnde Agitation (wenn dieser zweideutige Ausdruck verstattet ist für eine so ernste und tüchtige Sache, wie Hutten dieselbe vertrat) endlich nur das Mittel der Literatur übrig behalten. Nachdem seine gelehrten Staatsschriften und Deductionen ohne Erfolg, seine rhetorischen Prachtstücke ohne Wiederklang geblieben waren, hatte er sich mit volksthümlichem Wort und Reim an die Masse der Nation gewendet und in fliegenden Blättern und Liedern und populären Scherzspielen seine Propaganda für Deutschland fortgesetzt. Es hat etwas unendlich Rührendes und gehört zu den schönsten und ergreifendsten Momenten unserer Literaturgeschichte über-

haupt, wie dieser gelehrte Ritter, so hochberühmt unter den lateinischen Verskünstlern seiner Zeit, nicht achtend des Lorbeers, den der Kaiser selbst ihm auf die Stirn gedrückt hatte, plötzlich klassischen Stil und gelehrte Bildung und diesen ganzen Schatz der Wissenschaft, den er sich so mühevoll errungen, bei Seite wirft und die vom Wohllaut Latiums verwöhnte Lippe zwingt, deutsche Verse und deutsche Reime zu stammeln. Sie sind, auf der Wage der Poesie gewogen, der Mehrzahl nach herzlich hölzern, die Hutten'schen Lieder und Episteln, durch die er die Nation zur Theilnahme für seine Ideen und Pläne aufzustacheln suchte, und erheben sich in ästhetischer Hinsicht nur sehr wenig über die Reimereien der gleichzeitigen bürgerlichen und geistlichen Dichter. Allein wer ihre kulturhistorische Bedeutung ins Auge faßt und sich zugleich das Opfer vergegenwärtigt, welches Hutten selbst damit brachte, nämlich das Opfer einer bevorzugten, anmuthvollen, feinsinnigen Bildung, dem müssen sie unendlich ehrwürdig und wichtig erscheinen. Namentlich für unsere Zeit enthalten sie eine große und verhängnißvolle Lehre, deren Nichtachtung sich bereits auf das Allerempfindlichste an uns gerächt hat. Hätte die deutsche Gelehrsamkeit von Anno Acht und vierzig sich auf die Bedürfnisse des Volks, und nicht blos auf seine Bedürfnisse, auch auf seinen Geschmack, seine Neigungen, selbst seine Vorurtheile so

bereitwillig eingelassen, wie es Hutten in den letzten Jahren seines Lebens that, wären wir eben so bereit gewesen, den Flitter der Bildung (denn nur von diesem ist die Rede, nicht von ihrem Kern) für einige Zeit bei Seite zu legen und die wohlgerundete, tief durchdachte, der Masse jedoch unverständliche, zum Theil sogar anstößige Beredsamkeit der Schule mit der schmucklosen, mitunter auch etwas ungeschickten Sprache des Volks zu vertauschen — wer will die Möglichkeit leugnen, daß unsere jüngste Bewegung eine ganz andere Richtung genommen, zu ganz andern Resultaten geführt hätte?!

Inzwischen blieb das Samenkorn, das Hutten in unsere Literatur gelegt, nicht ohne Frucht, wenn dieselbe auch erst langsam, erst nach Jahrhunderten aufging. In die Literatur hatte Hutten jene Ideen eines einigen und starken Deutschlands geflüchtet, für welche die Wirklichkeit ihm keinen Raum und kein Verständniß bot — und so ist es denn auch die Literatur, in der diese Idee zuerst wieder nach Jahrhunderte langer Vergessenheit lebendig wird.

Allerdings hatte auch gerade auf der Literatur der Druck der Fremdherrschaft am Allerempfindlichsten gelastet; gerade in ihr war die Erstarrung und Verdumpfung, welche sich nach den ersten unvollkommnen Anfängen der Reformation des deutschen Lebens bemeistert

hatte, am allersichtbarsten geworden. Auf dem ganzen Entwickelungsgange unserer Literatur giebt es bekanntlich keine ödere und trostlosere Strecke als die anderthalb Jahrhunderte von der Mitte des sechzehnten bis in den Anfang des achtzehnten. Wie von einem heimtückischen Frost befallen, waren alle jene geistigen Keime, welche die Reformation so eben erst ins Leben gerufen hatte, in kürzester Frist wieder verkümmert und abgestorben. Während die Theologie zum zweitenmal zu einem gemüthlosen, unwahren Dogmatismus zusammenschrumpfte, war der Staat einem Absolutismus anheim gefallen, der die frühere naive Gewaltherrschaft an Härte bei Weitem übertraf und auf den Völkern mit um so größerer Schwere lastete, jemehr er selbst sich seiner göttlichen Herkunft bewußt war. Selbst die köstlichen Quellen des Alterhums, diese wahren Brüste, an denen die Reformation emporgewachsen, werden verschüttet und getrübt; der edle, geistesfreie Humanismus der Reformationszeit erstarrt zu einem geist- und herzlosen Pedantismus; aus den „Lehrern Deutschlands" (magistri Germaniae, bekanntlich der ehrende Beiname der ersten deutschen Humanisten, wie eines Rudolf Agricola, eines Conrad Celtes, Johann Reuchlin ꝛc.) werden kurzsichtige, geistesarme Schulmeister, die den Katechismus an die Stelle der Alten, den Stock an die Stelle des leben-

digen Beispiels setzen. Die Literatur endlich erlahmt, stirbt ab, zerbröckelt, selbst bis auf das Material der Sprache hin, die besonders seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch fremden Mischmasch dermaßen verunstaltet und entwürdigt wird, daß es einige Zeit hindurch scheint, als sollte mit deutschem Geist und deutscher Bildung auch die deutsche Sprache ausgerottet werden.

X Allein ein ewiges Gesetz geschichtlicher Entwicklung führt es mit sich, daß jedesmal da, wo das Uebel am größten und gefährlichsten ist, auch das Mittel zur Heilung auftritt. Weder Geschichte noch Natur kennen ein Aufhören und Untergehen, nur immer ein Wiederaufleben zu neuen, höheren Formen; darum ist auch gerade da, wo die Noth am größten, immer die Hilfe am nächsten, gerade „aus dem Riß gesprengter Särge" muß die Freiheit ihre Fahnen am Siegreichsten schwingen. — Gerade weil die deutsche Sprache des siebzehnten Jahrhunderts so verunstaltet und entwürdigt war, mehr ein Kauderwelsch, in welchem alle Zungen der Erde sich kreuzten, als eine Sprache, so bietet sie auch den Punkt dar, an den die ersten nationalen Bestrebungen sich wieder anknüpfen und wo das Gefühl deutscher Volksthümlichkeit und deutscher Zusammengehörigkeit zuerst wieder erwacht. Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, ein Palmenorden in Weimar und Cöthen (1617), eine

Deutschgesinnte Genossenschaft (1643), ein Blumenorden zu Nürnberg (1644) ꝛc. mögen in ihren poetischen Leistungen ganz so geschmacklos, in ihren sprachlichen ganz so kleinlich und pedantisch gewesen sein, als die gewöhnliche Meinung es sich vorstellt — den Ruhm wird man ihnen doch immerhin lassen müssen, daß sie ein lebhaftes Gefühl für den Werth und die Würde einer unbefleckten und unverfälschten deutschen Muttersprache besessen haben, und ob ihre Formen auch noch zehnmal kindischer, ihr Geist noch zehnmal höfischer gewesen, als es in der That der Fall. Es war noch lange nicht genug, daß nur erst der Klang des Wortes den Deutschen daran erinnerte, welches Blut ursprünglich in seinen Adern fließe und mit wie fremdartigen, wie feindseligen Elementen er dasselbe vermischt hatte: aber es war doch wenigstens etwas. Sehen wir nicht täglich an unsern Kindern, wie das Bemühen richtig und fehlerlos zu sprechen, sie auch zu richtigem und fehlerfreiem Denken nöthigt? Sehen wir nicht, wie die Sorgfalt, mit der sie über ihrem sprachlichen Ausdruck wachen, sie allmälig auch in andern Stücken sorgfältig und achtsam macht, und eine Reife und Gediegenheit des Wesens befördert, die sie ohnedies vielleicht noch lange nicht erreicht hätten? Auch das deutsche Volk, nachdem es erst einmal in der Sprache wieder angefangen hatte, auf seine natio-

nale Eigenthümlichkeit zu horchen, mußte allmälig Bedacht darauf nehmen, dieselbe auch noch in andern Stükken zur Geltung zu bringen; war uns nur erst einmal wieder bewußt geworden, welches Band der Einheit wir in unsrer Sprache besaßen, so mußten Gefühl und Bedürfniß dieser Einheit bald auch noch in andern Regionen lebendig werden.

Und so sehen wir denn in der That, wie das Wort auch hier Fleisch wird und neues, fruchtbares Leben erzeugt. Auf Ludwig von Anhalt, den Protector des Palmenordens, folgt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der deutsche Tapferkeit und deutsche Staatskunst noch rascher zu allgemeinem Ansehen bringt, als der Palmenorden die deutsche Literatur; Philipp von Zesen will nur die fremden Wörter aus der deutschen Sprache vertreiben, die Schlacht von Fehrbellin aber vertreibt auch die fremden Schwerter von der deutschen Erde und purificirt, so zu sagen, den deutschen Boden; Pegnitzschäfer und Deutsche Genossen zerbrechen sich noch die Köpfe, wie sie Einheit und Reinheit der deutschen Sprache herstellen wollen, und siehe da, kaum funfzig Jahre später macht Leibnitz schon seinen kühnen Entwurf, selbst die Spaltung der Religion zu beseitigen und dadurch eine Einheit Deutschlands vorzubereiten, vollständiger und gründli-

cher als sie noch in diesem Augenblick unsere enragirtesten Deutschthümler zu träumen wagen.

Auch noch ein anderer Name ist hier zu nennen, der freilich beim großen Publikum nicht besonders gut angeschrieben steht: Gottsched. Ein beinahe tragisches Verhängniß hat es mit sich geführt, daß von diesem Manne, dessen Einfluß auf die deutsche Literatur für gewisse Epochen des vorigen Jahrhunderts gar nicht groß genug gedacht werden kann, nur die Schwächen und Schattenseiten im Gedächtniß geblieben sind, während das Gute, das er beabsichtigt, das Löbliche, das er geleistet hat, dem Andenken des Publikums vollständig entschwunden ist und nur höchstens hie und da von einzelnen Fachgelehrten mehr mit Achselzucken zugestanden, als mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben wird. Ja selbst seine Verdienste und Tugenden haben in dem Bilde, welches dem Publikum von ihm gemeinhin vorschwebt, sich in ebenso viel Fehler und Schwächen verwandelt; seine Betriebsamkeit heißt Eigennutz, seine Ausdauer Trotz, sein Fleiß Pedanterei.

Nun wollen wir keineswegs behaupten, daß dies Schicksal ganz unverdient; der Instinkt der Masse kommt damit, wie es zuweilen geschieht, bei einem ganz richtigen Ziele an, wenn auch der Weg, auf welchem dasselbe erreicht wird, keineswegs überall zu billigen ist.

Gottsched's gelehrter Nachruhm muß die Zeche bezahlen für die sittlichen Fehler, die er verschuldet hat; bis auf den heutigen Tag noch hat man immer nur den Gottsched im Gedächtniß, der allenfalls seinen Zeitgenossen lästig uud gefährlich sein konnte, nur den Gottsched, der Klopstock verspottete und Herrn von Schönaich krönte, nicht aber den überlegsamen, weltkundigen Autor, der der deutschen Literatur zuerst, per fas et nefas, die Aufmerksamkeit der Großen zuwandte, nicht den scharfsinnigen Theoretiker, den aufmerksamen Schüler Wolffs, der die öden Steppen der Literatur und Sprache zuerst wieder wissenschaftlich und doch zugleich in populärer Form anbaute, nicht den unermüdlichen Sammler, der seine Thätigkeit fast auf alle Gebiete der damaligen deutschen Literaturgeschichte ausdehnte und sie auf einigen derselben so nützlich und so ergiebig machte, daß wir noch bis auf diese Stunde nichts Besseres darin haben, als was von Gottsched geleistet ist.

Und unter diesen Leistungen ist nun eine von solcher nationalen Bedeutung und auch in politischer Hinsicht von so unzweifelhaftem Werthe, daß wir sie hier nothwendig zur Sprache bringen müssen. Selbst die mißgünstigste Kritik wird Gottsched niemals das Verdienst absprechen können, daß er es gewesen, dem der Begriff einer deutschen Literatur als solcher, nämlich als eines allgemeinen, einheitlichen Organismus, zuerst aufgegangen und der ihn sofort mit gro-

ßer Geschicklichkeit verbreitet und zu Anschauung und Geltung gebracht hat. Bis auf Gottsched hatten wir wohl verschiedene Literaturrichtungen in Deutschland gehabt, aber keine deutsche Literatur selbst. Die allgemeine Entzweiung des nationalen Lebens, in der wir uns befanden, hatte sich auch in der Entwicklung unsrer Poesie sowie in dem Geschmack des Publikums kund gegeben; wir hatten wohl eine schlesische, sächsische, östreichische Poesie, aber noch keine deutsche; von ober- und niederdeutschen Schriftstellern wußten wir, selbst von ober- und niedersächsischen, aber nicht von deutschen. Sowohl in der Literatur wie in der Politik giebt es gewisse Zustände, welche die starke Hand eines Gewaltherrschers unentbehrlich machen. Die Gewaltherrschaft selbst wird dadurch nicht süßer für den, der sie empfindet, das versteht sich, noch auch edler für den, der sie ausübt: aber wie ja edle Früchte zuweilen auch auf ungesundem Boden wachsen, so kann auch die Frucht der politischen und literarischen Zukunft zuweilen nur von dem spröden Holz des Despotismus geerntet werden.

Das paßt nun auch auf Gottsched und seine Zeit, unter welchem letztern Ausdruck wir hier, beiläufig bemerkt, immer nur die ersten zwölf bis funfzehn Jahre seiner Leipziger Thätigkeit verstehen, also nur etwa bis zur Mitte der dreißiger; was darnach folgt, war eben nicht mehr Gottscheds Zeit, das war die Zeit einer neuen,

glücklicheren Generation und daß er sich dieser Einsicht verschloß, das eben bildet seine geschichtliche Schuld.

Für die Zeit dagegen, die wir so eben angegeben, hatte Gottsched in der That einigen Grund, sich als Schöpfer und Meister der deutschen Literatur zu betrachten. Als geborener Preuße nach Sachsen verschlagen, umgeben von Neid und Eifersucht der Landes- und Stadtkinder, hatte er die beste Gelegenheit gehabt, sich von dem engherzigen Provinzialismus, der damals noch die deutsche Literatur und Wissenschaft beherrschte, frei zu machen und seinen Geist auf das Ideal einer allgemeinen deutschen Bildung zu richten und einer allgemeinen deutschen Literatur, in der alle Besonderheiten der einzelnen Stämme und Landschaften vor derselben unerbittlichen Regel verschwinden mußten. Gottscheds Anmaßung nach unten war eben so zeitgemäß und vortheilhaft für die fernere Entwicklung unserer Literatur, als seine Fügsamkeit nach oben; durch diese gewann er die Gunst der Großen, ohne die dazumal in Deutschland nichts Mode werden konnte (und darum handelte es sich in diesem Augenblicke ja eben, den französischen Modegeschmack zu verdrängen und den Geschmack für die vaterländische Literatur dafür einzuführen), durch jene brach er den provinzialen Dünkel der einzelnen Schriftsteller und jagte ihnen einen heilsamen Schrecken vor dem Ansehen der Kritik ein.

Denn wie die deutsche Literatur, so verdankt auch die deutsche Kritik, wenigstens insoweit dieselbe sich mit der schönen Literatur beschäftigt, ihr Dasein dem vielgescholtenen Gottsched. Seine kritisch=moralischen Wochenschriften, so langweilig und geschmacklos sie uns jetzt auch erscheinen, gaben doch in der That den ersten Tummelplatz her, auf dem die deutsche Kritik ihre frühesten Turniere hielt; durch sie wurde eine Theilnahme an literarischen Dingen geschaffen, die sich bald durch alle Klassen der gebildeten Gesellschaft erstreckte, und in Betreff deren man nur darüber zweifelhaft sein kann, ob sie nicht im Laufe der Zeit im Gegentheil zu groß geworden und die übrigen Interessen zu sehr verschlungen hat. — Man weiß, was die Gottsched=Schweizerischen Kämpfe, sowie späterhin die kritischen Schriften und Streitigkeiten eines Lessing, Nicolai, Herder 2c. für die Entwicklung des deutschen Geistes geworden sind und wie die vielfach getheilte, schmählich zersplitterte Nation gerade in dem literarischen Interesse, das diese Kämpfe entzündete, zuerst wieder zusammenwuchs. Aber diese Kämpfe selbst wären unmöglich gewesen, noch hätte das Interesse daran jemals diese Ausdehnung gewinnen können, wenn nicht jene frühesten Gottsched'schen Journale den Boden dafür bereitet hätten, oder wenn er überhaupt nicht der Mann dafür gewesen wäre, auf dasjenige, was er nun einmal that und

trieb, auch jedesmal die volle Aufmerksamkeit des Publikums hinzulenken, sollte es auch in neunzig von hundert Fällen nur aus persönlicher Eitelkeit geschehen sein.

Eben so irrthümlich stellt man sich in der Regel auch Gottscheds Verhältniß zum Auslande vor, namentlich zu den Franzosen. Auch hier ist es immer noch eine ganz verbreitete Ansicht, als wäre er ein bloßer handwerksmäßiger Schmeichler und Speichellecker des Auslands gewesen und hätte, halb aus Unwissenheit, halb aus Eigennutz, die Ehre der deutschen Literatur an die Fremden verkauft.

Allein so verbreitet diese Ansicht, so irrthümlich ist sie auch. Nicht von Weitem kommt es uns in den Sinn, jeden einzelnen Schritt zu rechtfertigen, den Gottsched in Beziehung auf die französischen Berühmtheiten seiner Zeit gethan oder unterlassen hat, noch wollen wir in Abrede stellen, daß persönliche Eitelkeit und Mißgunst, daß Anmaßung, Herrschsucht und Intrigue dabei vielfach im Spiele gewesen sind. Wenn er jedoch einige Zeit hindurch die deutsche Literatur in der That in die Schule der Franzosen schickt, wenn er namentlich dem französischen Drama Thür und Thor gar nicht weit genug öffnen zu können meint, und mit fast spaßhaftem Eifer alle Federn in seiner Umgebung in Bewegung setzt, um nur immer

neue Zufuhr von der Seine nach Deutschland herüber zu schaffen — so geschah das erstlich in Beziehung auf eine Literatur, welche der damaligen deutschen sowohl an Reichthum und Tiefe der Gedanken wie an Schärfe und Zierlichkeit des Ausdrucks ganz unermeßlich überlegen war, besonders in derjenigen Gattung, für die Gottsched das Muster der Franzosen am lautesten und dringendsten empfahl. Man kann sehr gering und sogar sehr ungerecht denken von den Zierden des damaligen französischen Parnasses, einem Corneille, einem Racine, einem Boileau, einem Quinault ꝛc. Aber so ungerecht, diese französischen Dichter einem Happel, Henrici, Postel, ja selbst einem Drollinger, Triller, König und andern deutschen Poeten jener Epoche gleichzustellen, wird doch ganz gewiß Niemand sein mögen.

Und zweitens sollte diese Nachahmung der Franzosen auch nach Gottsched's eigener Absicht nur eine gewisse Zeit und nur so lange dauern, wie er selbst sie zum Vortheil unsrer Literatur nöthig hielt; sie war ihm niemals Zweck, immer nur Mittel. Er selbst sprach dies sehr nachdrücklich, wenn auch zum Theil in barocker Form aus. So z. B. in der Vorrede zum ersten Theil seiner „Deutschen Schaubühne" (von 1742), wo er Deutschlands „neueste Dichter" mit ausdrücklichen Worten wegen ihres Fleißes belobt, wie über ein gut vollbrach-

tes Pensum, und von der französischen Dienstbarkeit gleichsam frei spricht; seitdem die deutschen Poeten so gute Muster vor Augen hätten (nämlich wie ihnen durch Gottsched geboten worden), da könnte ihr Geschmack sich schon so bilden, daß sie keiner fremden Hülfe weiter bedürften, und sei es daher jetzt nicht mehr nöthig, unsere Schaubühne mit Uebersetzungen zu überhäufen.

Nun kann man gegen diese Schlußfolge allerdings einige wohlbegründete Zweifel erheben, besonders wenn man die Muster der Gottsched'schen Schaubühne selber kennt und weiß, wie mangelhaft dieselben zum Theil noch waren. Man kann es auch sehr thöricht finden und sehr spaßhaft, wenn er in einer andern ungefähr gleichzeitigen Stelle („Kritische Dichtkunst" vom Jahre 1741) nicht nur den Theuerdank und Froschmäusler, sondern auch „Hohenberg's Habsburgischen Ottobert und geraubte Proserpina und Postel's sächsischen Wittekind" mit „Marino, Ariost, Chapelain, St. Amand und Milton" vergleicht und sie wenigstens „nicht schlechter" findet als diese. Aber dem Zusatz, den er sofort an diesen Vergleich anknüpft, nämlich daß „man sich nur über die sklavische Hochachtung des Ausländischen erheben müsse, die uns Deutschen bisher mehr geschadet als genützt", sowie überhaupt dem patriotischen Selbstgefühl, das sich in diesen und ähnlichen Aeußerungen kund giebt, wird kein

Billigdenkender seine aufrichtige Hochachtung versagen. Ja wo die Ehre der deutschen Literatur ihm verletzt schien, konnte der sonst gegen das Ausland so devote und zuvorkommende Mann nach Umständen auch sehr grob werden; ein französischer Schriftsteller jener Zeit, der die Fähigkeit der Deutschen, in der schönen Literatur etwas Eigenes und Selbständiges hervorzubringen, in Zweifel gezogen hatte, mußte sich frischweg einen „frechen Ausländer" schimpfen lassen und auch sonst ließ er keine Gelegenheit vorüber, die „Galluli", die für Geld schreibenden, hungrigen Franzosen zu striegeln.

Das Alles beweist denn wohl hinlänglich, wie verkehrt die gewöhnliche Ansicht, welche Gottsched zu einem blinden Anhänger und Verehrer der Franzosen, zu einem unbedingten Sendboten und Propheten des französischen Geschmacks macht, nicht weil dieser französische Geschmack für uns Deutsche damals wirklich ein Fortschritt, sondern nur weil es der französische war. Gottsched steht in dieser Hinsicht ähnlich wie Thomasius, der berühmte Schöpfer der hallischen Universität, mit dem man überhaupt einige Lust spüren könnte, ihn zu vergleichen, wenn nicht zwischen den sittlichen Eigenschaften beider Männer eine zu große, für Gottsched zu nachtheilige Kluft wäre.

Und dies mag denn hier über diesen merkwürdigen Mann genug sein, wenn es nicht vielleicht sogar schon

zu viel ist, wenigstens im Verhältniß zu dem übrigen Umfang unserer Betrachtung. Aber wenn der Geschichte nur allzuhäufig die dornenvolle Aufgabe zu Theil wird, erborgten Ruhm zu zerstören und vielbewunderte Größen in ihrer ursprünglichen Nichtigkeit bloßzustellen, so darf der Historiker ja wohl auch auf Nachsicht rechnen, wenn er mit Vorliebe da verweilt, wo ihm die eben so seltene wie wohlthuende Gelegenheit wird, vergessenes Verdienst wieder herzustellen und die Lichtseiten einer Erscheinung hervorzukehren, die man sich gewöhnt hat, immer nur im finstersten Schwarz zu erblicken.

Auch ist die Entwicklung, welche unsre Literatur demnächst nimmt, so bekannt und steht so fest in der öffentlichen Meinung, daß wir uns dabei auf das Allgemeinste beschränken können. Es genügt, Namen zu nennen, wie Klopstock, Kleist, Lessing, Herder und unzählige Andere, um sofort in jedem Leser ein deutliches Bild des Aufschwungs hervorzurufen, den unsere Literatur unmittelbar nach Gottsched nimmt und durch den sie nun zwei volle Menschenalter hindurch der eigentliche Mittelpunkt unsers nationalen Lebens wird. Gottsched stirbt in Geringschätzung und Vergessenheit, das Ziel aber, das ihm vorgeschwebt, ist erreicht: eine deutsche Literatur, ebenbürtig den übrigen Literaturen der gebildeten Völker Europas, ist herangewachsen, sie

lebt nicht mehr blos in Büchern und Journalen, nein, sie lebt auch im Herzen des Volkes selbst und ersetzt ihm jenes politische Selbstgefühl und jene nationale Einheit, für die in den damaligen Verhältnissen Deutschlands leider kein Raum ist. Selbst die Kluft der religiösen Spaltung wird von der Literatur überwuchert; Katholiken und Protestanten, Lutherische und Reformirte, Juden und Christen (man denke an Mendelssohn!) finden sich in der Literatur als in dem wahren Brennpunkt des damaligen Einheitsbewußtseins zusammen. Wir haben noch keine Nationalhelden oder sind wenigstens noch nicht einig über sie — dafür aber haben wir Nationaldichter und verehren und lieben sie mit derselben Begeisterung; wir haben noch keine Nationalgeschichte — dafür aber haben wir eine Nationalliteratur und freuen uns ihrer Schätze und rufen mit gerechtem Stolz die Nationen Europas heraus, wer von ihnen mit uns sich vergleichen könne!

Besonders lebhaft ist dieser patriotische Stolz und dies Einheitsbewußtsein bekanntlich in Klopstock und seiner Schule; nicht nur verdanken wir demselben einzelne Klopstock'sche Oden, die für alle Zeit als Kleinodien unserer Poesie werden anerkannt bleiben, sondern auch die ganze Klopstock'sche Odendichtung selbst verdankt dieser Richtung ihren edelsten Schwung und ihre frischesten, leuchtendsten Farben.

Doch sollte eben dieses gesteigerte Nationalgefühl Klopstock und seine Anhänger andererseits auch auf einen Abweg führen, der zunächst zwar nur dem guten Geschmack gefährlich wurde, in der Folge aber sich auch als ein verderblicher Abweg für unser Nationalgefühl selbst zu erkennen gab.

Wir meinen die Klopstock'sche Bardenpoesie. Getrieben von dem an und für sich höchst lobenswerthen Drange, die deutsche Poesie in jeder Hinsicht auf eigne Füße zu stellen und sie mit dem Mark der vaterländischen Geschichte zu nähren, verfiel Klopstock in einen doppelten Irrthum. Erstens nämlich suchte er diese nationale Selbständigkeit in allerhand kleinlichen und geschmacklosen Aeußerlichkeiten, namentlich in einer vermeintlichen deutschen Mythologie, die jedoch in dieser Form niemals existirt hatte und somit, als ein durchaus willkürliches, in sich selbst unklares und unvernünftiges Product antiquarischer Laune, Herzen und Köpfe der Leser so gut wie der Dichter nur mit schattenhaften Gebilden, mit hohlem Bombast und Prunk erfüllte.

Zum Zweiten aber und noch beträchtlicher irrte Kloppstock darin, daß er die historischen Quellen der Poesie nicht da aufsuchte, wo dieselben in Wahrheit sprudelten, das heißt also in der lebendigen Gegenwart, namentlich und ganz besonders in den Thaten und Käm-

pfen, mit denen Friedrich der Große damals den Erdkreis erfüllte und durch die das verachtete, vergessene Deutschland mit Einem Male an Einem Flecke wenigstens zu kriegerischem Ruhm und politischer Geltung gelangte. Statt dessen flüchteten Klopstock und sein Anhang sich vielmehr in eine fabelhafte Vergangenheit, in eine Urgeschichte der deutschen Nation, die nicht viel besser war, wenigstens nicht viel klarer und zuverlässiger, als jene poetische deutsche Mythologie, die er uns wohl oder übel octroyirt hatte. Auch Hutten hatte wohl gelegentlich an den alten Arminius erinnert; doch war es von ihm eben nur gelegentlich geschehen, nur als ein Beispiel unter mehreren, die er mit demselben und zum Theil mit noch größerm Nachdruck hervorhob. Für Klopstock dagegen schien von der ganzen deutschen Geschichte nichts mehr übrig geblieben zu sein als Herrmann mit seiner blonden Thusnelda — und allenfalls nach Heinrich der Vogler, der Sachse, den er aus provinzieller Eitelkeit ebenso auf Kosten Karls des Großen erhob, wie unter seinen Zeitgenossen Joseph den Zweiten auf Kosten Friedrichs des Einzigen. Alles Uebrige verschwand ihm oder trat doch in Schatten gegen diese ersten, ungewissen Anfänge unsrer vaterländischen Geschichte; auf sie, die doch im Grunde so unfruchtbar sind und gerade der für den Künstler so unentbehrlichen Plastik so sehr ermangeln, wurde der ganze Eifer der Poeten, der

ganze Enthusiasmus der Jugend, der ganze Stolz des Patrioten hingelenkt.

Diese unklaren, fabelhaften Regionen erwählte denn nun auch das deutsche Einheitsbewußtsein sich zum Lieblingssitz; was Friedrich der Große, was Roßbach, was Leuthen! Wir hatten Hermann und das Feld von Idistavisus, das waren uns Moses und die Propheten und nun brauchten wir weiter nichts, als diesen mythischen Besitz, um davon in alle Ewigkeit zu zehren und uns allzeit als große und einige Nation dabei zu fühlen.

Brauchen wir erst noch zu sagen, wohin diese Richtung nothwendig führen mußte, und welche Verirrungen der spätern Zeit darin deutlich vorgebildet liegen? Wie Klopstock persönlich, in seiner exclusiven, dictatorisch kunstrichterlichen Haltung, in seiner Vorliebe für Weiberumgebung und kleine bewundernde Zirkel, als ein Vorläufer betrachtet werden muß zu der gesellig-poetischen Stellung, welche sodann die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts bei uns einnimmt: so erblicken wir auch in seinen poetisch-politischen Genossen die unzweideutigen Anfänge der späteren politischen Romantik, insbesondere so weit dieselbe sich mit dem Gedanken der deutschen Einheit, mit der einseitigen Verehrung des deutschen Mittelalters und Aehnlichem beschäftigt.

Namentlich der sogenannte Göttinger Dichterbund, als die eigentliche Phalanx des Klopstock'schen Ruhmes,

stellt sich uns als ein eben so interessantes wie deutliches Vorbild der späteren Burschenschaft, dieser edelsten Blüthe unsrer politischen Romantik, dar. Es ist genau derselbe patriotische Enthusiasmus, dasselbe Entzücken bei Allem, was die Vergangenheit der deutschen Geschichte groß, ehrwürdig und ruhmvoll macht, dieselbe Begeisterung für Freiheit und Vaterland, derselbe „Männerstolz vor Fürstenthronen.“ Selbst der sittliche Rigorismus unsrer spätern Burschenschaft fehlt nicht; was unsern Burschenschaftern von Anno Neunzehn der frivole, unsittliche, unpatriotische Kotzebue ist, das ist den jungen Göttinger Brauseköpfen Wieland, der faunische Widerpart der seraphischen Dichtung Klopstock's, der Schmeichler der Vornehmen, der Bewunderer und Nachahmer der Fremden. Freilich ließen die Göttinger Dichter es dabei bewenden, Wieland nur im Bildniß zu verbrennen und seine Schriften nur zu Fidibus zu verbrauchen. Allein auch der Mordstahl, zu dem Karl Sand greift, war ja, wie gegenwärtig zur Genüge herausgestellt ist, nur das Product eines vereinzelten krankhaften Gehirns und darf keineswegs der Burschenschaft als solcher zugeschrieben werden.

Doch dürfen wir auch die Kehrseite der Münze nicht verheimlichen. Es ist derselbe Enthusiasmus und dieselbe edle Begeisterung, hier wie dort, allerdings: aber auch dieselbe Unklarheit, dasselbe müßige Schwelgen in

nur halb verstandenen Anspielungen und Bildern, dieselbe Unkenntniß der Welt, verbunden mit derselben Ueberschätzung der eigenen Kraft; endlich dieselbe Maßlosigkeit des Ausdrucks und dieselbe himmelstürmerische, dabei doch innerlich hohle Beredsamkeit. Man hat sie auch von ästhetischer Seite hart verdammt, die Lieder und Reden unserer Burschenschafter, die sich so ingrimmig geberden und mit den Köpfen, namentlich den gekrönten, so unsanft umgehen, während die Verfasser der Mehrzahl nach hinterdrein die solidesten und ruhigsten Bürger wurden. Allein das prophetische Gesicht, das z. B. Friedrich Stolberg, bekanntlich ebenfalls ein Genosse des Göttinger Bundes, in seinem „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" von dem Rhein entwirft, wie der „Tyrannen Flucht" die Wellen des Stromes hemmt, die sich färben von

„Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!"

— das, dächte ich, wäre auch nicht bitter. Und von dergleichen grausigem Schwulst findet sich noch mehr und noch Stärkeres, und nicht blos bei den Göttinger Dichtern, sondern auch bei den übrigen Dichtern der Zeit, zum Theil sehr zahmen, wie Claudius, Pfeffel, Gleim u. A.

Ja damit gar keine Aehnlichkeit zwischen dieser und der Klopstock'schen und der späteren Romantik fehle, so begegnen wir auch hier schon jenen Apostaten, deren die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts dann eine so klägliche Menge erzeugt. Dieselben Stolberge, die während ihrer Göttinger Epoche und als Klopstock's Schüler den Mund, wie wir so eben gehört haben, nicht voll genug nehmen und Freiheit und Vaterland nicht stürmisch genug preisen können, fallen dann hinterher von den Principien ihrer Jugend oder was sie selbst in jugendlicher Naivetät dafür gehalten hatten, auf die eclatanteste Weise ab und eröffnen damit jene lange Reihe von Ueberläufern und Abtrünnigen, an denen das Lager der deutschen Freiheit und Einheit so reich ist, und deren Zahl besonders in der jüngsten Zeit so zugenommen hat, daß sie dreist verkehrte Welt spielen und sich selbst als die ehrlichen Leute, die ehrlichen Leute aber als Spitzbuben ausgeben dürfen. —

Während aber so der Gedanke der deutschen Einheit, dieses Produkt der deutschen Literatur und Wissenschaft, in den Köpfen unserer Dichter und Schriftsteller rumorte, hatten die politischen Begebenheiten außerhalb Deutschland eine Wendung genommen, die auch auf Deutschland selbst nicht ohne die lebhafteste Einwirkung

bleiben konnte. Nordamerika hatte sich losgerissen; Frankreich, so lange der Musterstaat Europa's in geselliger und literarischer Hinsicht, lag in den ersten Wehen der Revolution. Die Wirkung davon auf Deutschland war, wie gesagt, lebhaft, aber bei Weitem anders, als man zunächst hätte erwarten sollen, insofern nämlich der Gedanke der deutschen Einheit durch den Anblick dieser Staatsumwälzungen und die dadurch hervorgerufene Vergrößerung des politischen Interesses keineswegs gestärkt und befördert ward, sondern im Gegentheil, die erste Wirkung war sogar eine abschwächende und hemmende.

Unsre Teutonen um jeden Preis freilich, wo deren noch übrig sind, werden nicht in Verlegenheit sein, dieses Phänomen zu erklären; da sieht man, werden sie sagen, die entsittlichenden Einflüsse der Revolution und das böse Beispiel dieser Franzosen, von denen noch nie etwas Gutes gekommen ist und die auch die deutsche Staatsentwicklung stets nur gehemmt und beeinträchtigt haben.

Wir lassen diese Vorwürfe an ihrem Orte und bemerken dagegen nur, daß, wenn die erste Regung des wiedererwachenden politischen Bewußtseins sich bei uns nicht für, sondern gegen die deutsche Einheit wandte, daran keineswegs die Franzosen Schuld waren und auch nicht einmal die Revolution als solche, sondern lediglich der elende und ohnmächtige Zustand, in welchem die

deutsche Einheit sich bis dahin der Welt präsentirt hatte. Das deutsche Reich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, das deutsche Reich mit seinem Kaiser, dessen Einnahme von Seiten des Reichs sich auf dreißigtausend und etliche Gulden belief; mit seinem Regensburger Reichstag, der noch nie in der Welt das Geringste ausgerichtet, wohl aber die nöthigsten und dringendsten Angelegenheiten jederzeit verschleppt und vertrödelt hatte; mit seinem Kammergericht zu Wetzlar, wo die Akten Häuserhoch lagen und Prozesse, die durch vier Menschenalter reichten, die Regel bildeten; mit seiner Reichsarmee, deren Namen man seit dem Tage von Roßbach nicht mehr nennen konnte, ohne Gelächter zu erregen — dieses ganze wurmstichige, ohnmächtige, lebensunfähige deutsche Reich, der Spott nicht blos derer, die ihm angehörten, sondern selbst auch derer, die es regierten — nun in der That, sollte das etwa eine große volksthümliche Begeisterung erzeugen? Das alte mächtige England mußte ein Stück seines Besitzes herausgeben, dreimal so groß wie ganz Deutschland, die alte Monarchie Ludwigs XIV. sank in Trümmer — und den Deutschen hätte man zumuthen wollen, sich für diese Rumpelkammer des alten Reichs zu interessiren und bei ihr einen Halt- und Stützpunkt gegen die Stürme der Zeit zu suchen?

Im Gegentheil, wer die deutsche Einheit liebte, ja wer selbst nur ihr Schattenbild im Herzen trug, der mußte gerade um der Einheit willen diejenige Form der Einheit bekämpfen, welche Deutschland zur Stunde hatte und die in Wahrheit nur das Gegentheil aller Einheit, nur die systematisirte Verwirrung und Auflösung war. Hält man dies fest, wie es fest gehalten werden muß, so wird man auch geneigt sein, über die Bestrebungen unserer politischen Literatur, die in den siebziger und achtziger Jahren laut werden, und die sämmtlich die Auflösung des alten Reichsverbandes in Vorschlag bringen, als das einzige Mittel, dem deutschen Volk zu politischer Wohlfahrt und Größe zu verhelfen — man wird, sage ich, geneigt sein, auch über diese Bestrebungen etwas kaltblütiger zu urtheilen und selbst jener unglücklichste Märtyrer unsrer allgemeinen politischen Unreife, der aus Vaterlandsliebe zum Vaterlandsverräther ward, selbst Georg Forster wird alsdann auf ein milderes Urtheil rechnen dürfen.

Jenes völlige Preisgeben freilich, welches dem deutschen Reich alsdann zu Anfang des Jahrhunderts von seinem eigenen Oberhaupt widerfährt, hatte Niemand von diesen Schriftstellern beantragt noch gerathen. Vielmehr hatten auch die weitgehendsten und zu ihrer Zeit anstößigsten Vorschläge, wie z. B. die von Wekhrlin (in seinem „Grauen

Ungeheuer" und sonst) sich immer nur darauf beschränkt, zwar die Abschaffung der Kaiserwürde, als eines nichtigen und bedeutungslosen Prunkes, zu empfehlen, dafür aber andere, den Bedürfnissen der Zeit besser entsprechende Formen der Vereinigung in Vorschlag zu bringen.

Das hatte man nun versäumt, so lange vielleicht noch die Möglichkeit dazu gewesen wäre, gerade wie unzähliger Mahnungen ungeachtet auch der Bundestag vor dem Jahre Achtundvierzig versäumt hatte, sich auf zweckmäßige Weise zu reconstruiren, bis denn die Schrecken der Revolution über den Bundestag und über ganz Deutschland hereinbrachen.

Aber welch ein Zephyr war diese Revolution bei alledem noch, verglichen mit dem Orkan, der Deutschland seit den neunziger Jahren von Westen her erfaßte und es mehr denn zwanzig Jahre hindurch, erdbebenähnlich, zusammenrüttelte! Man hat hoffentlich noch nicht vergessen, wie es damals in Deutschland aussah: seine schönsten und fruchtbarsten Landschaften, seine edelsten und kräftigsten Stämme waren der Fremdherrschaft verfallen; französische Marschälle regierten als deutsche Fürsten, während von den deutschen Fürsten selbst auch nicht Einer an seinem eigenen Hofe sicher war vor fremder Spionerie oder Gewaltthätigkeit. Es war die Wiederholung dessen, was wir im siebzehnten Jahrhun-

dert in der Literatur erlebt hatten: wie damals die Sprache, so kam jetzt der Bestand des Volkes selbst in Frage; dieselben Franzosen, die damals unsere Literatur beherrschten, beherrschten jetzt auch unser öffentliches Leben; dieselbe Feilheit und Nichtswürdigkeit, die damals nach fremden Lorbern geizte, kroch auch jetzt schweifwedelnd vor dem Thron des Eroberers und küßte den Staub von seinen Schuhen.

Allein auch hier wieder bewährt sich jenes große historische Gesetz, dessen wir schon oben gedachten: gerade aus dieser tiefsten Nacht der Schande und Selbsterniedrigung geht der Gedanke der deutschen Einheit am hellsten und glänzendsten hervor.

Und zwar ist es wiederum die Literatur, in der er zuerst lebendig wird und von wo aus er sich durch das übrige Leben der Nation verbreitet. Daß wir keine Bewunderer und Freunde sind jener mittelalterlichen Sympathien, welche die Romantik so angelegentlich verbreitete, haben wir vorhin schon ausgesprochen. Doch soll und darf uns dies nicht verhindern, die Bedeutung anzuerkennen, welche das Wiederaufleben unserer mittelalterlichen Literatur für jene Zeit hat, selbst auch in politischer Hinsicht. Wie der flüchtige Hutten, allverlassen, allvertrieben, schiffbrüchig treibend auf den Trümmern seiner edelsten Entwürfe, sich an

den Busen des Volkes flüchtet und in der Sprache des Volks Trost und Kräftigung und neue Waffen findet: so flüchtet auch der Genius unseres Volkes selbst aus Irrthum und Schuld und Schicksalsschlägen sich in seine eigene Vergangenheit zurück, er gräbt die Wurzeln seiner Geschichte auf und entdeckt unter ihnen Quellen neuer Kraft und neuen Lebens. Die Romantik hat viel gesündigt am deutschen Volk, aber sie hat auch viel gut gemacht; und hätte sie uns nichts weiter hinterlassen, als nur die deutsche Sprachforschung und Alterthumswissenschaft (denn bekanntlich hat sie auch zu dieser, wie überhaupt zur Erweiterung und Belebung unserer literargeschichtlichen Studien, den wesentlichsten Anstoß gegeben), so wäre dies allein schon genügend, ihren Schuldbrief zu zerreißen.

Wenigstens soweit derselbe die Literatur betrifft. Nur dem überwundenen Feinde darf man verzeihen; so werden auch die politischen Irrthümer der Romantik erst dann auf Nachsicht rechnen dürfen, wenn sie selbst aufgehört haben werden, uns den Stachel in die Seiten zu setzen und unser bestes Blut gleich Vampyren auszusaugen. —

Und ein Vampyr war nun auch jene mittelalterliche Begeisterung und jener Enthusiasmus für die Herrlichkeit des alten deutschen Reichs, welchen die Romantik in den Herzen unserer Jugend entzündete und der nament-

lich in der Gründung der deutschen Burschenschaft Gestalt und Ausdruck gewann. Behüte uns der Himmel, daß wir irgend einem Volke Frivolität oder Gleichgültigkeit predigen wollen gegen seine Vergangenheit, selbst wenn dieselbe weniger ruhmvoll wäre und weniger erhabene Gestalten aufzuzeigen hätte als z. B. die Epoche der Hohenstaufen bei uns. Von jedem wohlgesitteten Menschen verlangen wir, daß er das Andenken seiner Aeltern und Vorältern werth hält, ihre Verdienste preist, ihre Schwächen verschleiert; ja wir setzen diese Pietät ohne Weiteres voraus in tausend kleinen Gewöhnungen und Rücksichten des geselligen Lebens — was sollten wir denn halten von einem Volke, das die erste und natürlichste aller Pflichten vernachlässigen und gleich dem häßlichen Vogel, dem Wiedehopf, sein eigenes Nest verunzieren wollte?

Aber so weit allerdings darf der Enthusiasmus für die Vergangenheit bei keinem Volke gehen, daß es darüber die Pflichten und Bedürfnisse der Gegenwart vergißt; so tief dürfen wir uns niemals einspinnen in den Zauber ehemaliger Größe und Herrlichkeit, daß wir darüber den Blick verlieren für die offenen Schäden an diesem unserm gegenwärtigen, lebendigen Leibe; so darf der Glanz großer historischer Epochen, so die Bewunderung einzelner alter, bedeutender und ruhmreicher Institutionen unseren Verstand niemals gefangen nehmen, daß wir

diese Epochen und Institutionen ohne Weiteres in die gegenwärtige Zeit übertragen und unter ganz veränderten Umständen wiederholen wollen, blos und allein weil sie alt sind.

Dies aber allen Ernstes gewollt zu haben, ist ein Vorwurf, der sich von unserer burschenschaftlichen Romantik auf keine Weise wegräumen läßt, und den die ehemaligen Mitglieder derselben, so weit sie sich überhaupt noch am geistigen Leben erhalten haben, schwerlich in Abrede stellen werden. Sage man nicht, es sei das eine bloße und unschädliche Spielerei gewesen. Strafbar freilich in dem Sinne, wie die Herren von Kamptz und Tzschoppe sie fanden, war sie nicht; was diese verfolgten, war nur das Schreckbild ihres eigenen bösen Gewissens und die stille Anerkennung, die sie selbst der unbefriedigten Sehnsucht des Volkes in der Tiefe ihres Herzens nicht versagen konnten. Aber schuldlos können wir auch eine Spielerei nicht finden, die Tausende von edlen, begeisterungslustigen Jünglingen Jahrelang in nichtige Illusionen einwiegt, ihre Thatkraft durch hohle Träumereien abschwächt, sie an der unbefangenen Kenntniß der Gegenwart hindert, Einzelne von ihnen zu thörichter Anmaßung und Selbstüberschätzung verleitet, bei der Mehrzahl aber nach kurzem Aufflackern nichts zurückläßt, als jenes armselige Phlegma, das uns heut aus allen Ecken entgegenqualmt und das in dieser

Zeit allgemeiner Entnüchterung und Abspannung wohl gar noch den Anspruch erhebt, die wahre Panacee des Jahrhunderts zu sein!

Auch haben wir diesen Irrthum schwer genug büßen müssen. Die Tausende jugendlicher Herzen, die in Gefängniß und Flucht und Zurücksetzung theils gebrochen, theils gealtert, sind furchtbar genug; furchtbar genug jene unzähligen ausgebrannten Geister, die mit dem romantischen Jugendrausch sich ein für allemal abgefunden zu haben wähnen mit Freiheit und Vaterland und jeder edleren, idealistischen Empfindung überhaupt. Aber was sind sie gegen das Elend, welches das Gesammtvaterland in Folge dieser Irrthümer überkommen hat? Was will der Untergang dieser Einzelnen sagen gegen die Verluste, die vielleicht unwiederherstellbaren, die ganz Deutschland darüber erlitten?

Man klagt gewöhnlich nur die Diplomaten an, daß die erhabene Begeisterung der Freiheitskriege so kläglich zu Ende gegangen und daß diese Zeit großartigsten Aufschwungs für das Volk selbst und namentlich für die politische Einigung desselben nur ein so winziges Resultat gewährt hat. Was hat es, fragt man, den Deutschen genützt, daß sie so einmüthig — einmüthig zum Theil sogar gegen den Willen ihrer Führer und Fürsten — in den Tod gingen und die neugewonnene Einheit, die Einheit der

Gefahren und des Schlachtfeldes, mit ihrem Blute besiegelten, da der Friede sie doch wieder auseinander riß? Was hat sie genützt, diese Gluth der Begeisterung, die so einträchtiglich, so himmelhoch aus Aller Herzen emporschlug, da sie doch nicht im Stande gewesen ist, den Ring der deutschen Einheit fester zu schmelzen?

Wir wollen die Diplomaten nicht entschuldigen; ihre Federn sind zahlreicher und gewandter als die unseren und außerdem ist ein richtiger Diplomat auch ein viel zu hartgesottenes Geschöpf, als daß solche Anklagen ihn nicht ziemlich kühl lassen oder ihm wohl gar noch zum Pläsir gereichen sollten. Aber ganz verhehlt darf doch der Antheil nicht werden, den auch die Stimmung des Volkes selbst an dem damaligen Scheitern einer festern deutschen Einheit gehabt hat. Die eine Hälfte der Nation war zur Zeit des Wiener Congresses gegen den Gedanken der Einheit überhaupt noch gleichgültig; die andere, verlockt von romantischen Erinnerungen, vermochte diese Einheit nicht anders als in der Wiederherstellung eines deutschen Kaiserthums zu sehen. Nun und daß diese Form in Deutschland unmöglich ist, wenigstens so lange uns Gott nicht einen Mann erweckt, der Alexander, Friedrich und Napoleon zugleich wäre, das hat die Erfahrung der jüngsten Jahre denn wohl zur Genüge bewiesen.

Aber auch daß die Diplomaten nicht wenigstens etwas Besseres zu Stande gebracht als den Staatenbund in seiner gegenwärtigen losen und unorganischen Form, dürfen wir ihnen nicht allzuschwer anrechnen. Wir wollen uns gar nicht auf die Erfahrungen der neuesten Zeit berufen, wo das Volk ja einige Zeit das Heft in Händen gehabt hat, und zwar so vollständig, wie sich nur immer denken und wünschen ließ, und wo wir nach einem unendlichen Aufwand von Zeit und Kraft und edelstem Willen doch wieder nur beim Staatenbund, genau in derselben lockern und ohnmächtigen Form wie ehemals, angelangt sind. Wohl aber wollen wir darauf hinweisen, und Alle, die jene Zeit entweder selbst noch mit Bewußtsein durchlebt oder sich nachträglich aus den seitdem veröffentlichten Memoiren und Briefwechseln genauer darüber unterrichtet haben, werden es uns bestätigen — nämlich daß die öffentliche Meinung über die demnächstige Gestaltung Deutschlands dazumal ebenso unklar gewesen und ebenso voll innerer Widersprüche wie später und daß mithin, für welches Project man sich auch in Wien entschieden und welchen Weg man auch eingeschlagen hätte, doch schließlich keiner davon die Nation würde befriedigt haben. Noch jetzt, wenn wir die verschiedenartigen Entwürfe durchlesen, die damals gestellt wurden, theils von officieller Seite, theils von Seiten der Literatur — die Hand aufs Herz, ist wohl

nur Einer darunter, selbst die Wilhelm von Humboldt'schen Reichskreise nicht ausgenommen, dem wir unsere Zustimmung ertheilen oder von dem wir behaupten möchten, daß wir besser dabei gefahren wären als bei Staatenbund und Bundestag? Andere aber deshalb mit Vorwürfen zu überhäufen, daß sie nicht schon vor vierzig Jahren gewußt haben, was wir selbst heutigen Tags auch noch nicht wissen, scheint uns weder billig noch verständig. —

Nach dem Wiener Congreß wiederholt der Kreisgang sich nun aufs Neue; wieder flüchtet der Gedanke der deutschen Einheit, dem die Wirklichkeit keine Existenz gegönnt hat, sich in die Literatur und macht von hier aus, in unabläßiger Wiederkehr und unter den verschiedenartigsten Formen, die ausgedehntesten Eroberungen im Publikum. Die deutsche Einheit wird ein Axiom, ein Lehrsatz der deutschen Bildung, den namentlich kein Poet und kein Künstler mehr in Zweifel zu ziehen wagt; es ist die selbstverständliche Voraussetzung für Jeden, der von Deutschlands Zukunft reden oder die politischen Bedürfnisse des Volkes erörtern will. Selbst durch den Spott, den einzelne mehr vorwitzige als tiefe Geister über diesen Gedanken ausschütten, leuchtet noch etwas wie Schmerz oder Sehnsucht hervor; es ist mehr Witz der Verzweiflung als Witz des Uebermuthes.

Allein was man sich so eigentlich bei diesem Gedanken denken sollte, oder welche Gestalt er annehmen, in welche Bahn er gebracht werden müßte, um sich zu verwirklichen, das wußte man noch immer nicht; es war eben nur eine Einheit in abstracto, die Einheit als solche, unbekümmert um Raum und Zeit. Selbst jene mittelalterliche Form, in welcher man sich dieselbe bis dahin vorzugsweise gedacht hatte, fing an zu verblassen und in den Hintergrund zu treten; man sprach und schrieb noch immer viel von deutscher Einheit, aber nur noch sehr wenig von einem deutschen Kaiser. Sehr natürlich: da auch jene romantische Literatur, unter deren Einfluß sich diese Vorstellung hauptsächlich verbreitet hatte, damals bereits theils in Abnahme war, theils wenigstens die Form dermaßen gewandelt hatte, daß nur der kleinere Theil sie noch erkannte.

Und wie hätte die Literatur der Romantiker nicht sollen in Abnahme gerathen, da es ja der Literatur im Ganzen damals nicht besser ging? Es ist eine alte und bis zum Ueberdruß vernommene Klage, daß die klassische Epoche unserer Literatur nur von so kurzer Dauer gewesen und daß mit der Fähigkeit unserer Dichter auch die Theilnahme unseres Publikums so jählings abgenommen hat. Diese Klagen mögen sehr wohl gemeint sein und aus recht ästhetischen und patriotischen Herzen

kommen; die Einsicht jedoch in das Wesen geschichtlicher Entwicklung, welche sich darin ausspricht, ist nur gering. Auch die Blüthe einer Literatur ist nichts Zufälliges, noch kann sie nach Willkür erhalten oder erneuert werden; der angestrengteste Eifer der Poeten, die theilnehmendste Hingabe des Publikums sind ohnmächtig, wenn die Geschichte einmal ihren Spruch gefällt hat.

Dieser Spruch der Geschichte aber lautet dahin, daß die sogenannte Blüthezeit einer Literatur nur immer da eintritt und nur da möglich ist, wo eine bestimmte Weltanschauung ihren Gipfel erreicht, ein bestimmtes Volk unter bestimmten localen Bedingungen aufs Aeußerste und Vollständigste durchdrungen hat. Da, auf ihrer letzten, reifsten Stufe, im äußersten Moment ihres Abschlusses, geht diese Weltanschauung dann auch in die Poesie über und erreicht hier, eben weil sie so ganz reif, so ganz vollendet und in sich abgeschlossen ist, auch jenen vollendeten Ausdruck, den wir als den klassischen zu bezeichnen pflegen und dessen Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß Wesen und Erscheinung, Form und Inhalt sich hier vollständig decken und völlig ineinander aufgehen. Es ist die äußerste, höchste Verklärung einer weltgeschichtlichen Idee, diese Verklärung in der Schönheit; wie die Raupe sich zum Schmetterling entpuppt, so ist auch dies farbenreiche Ge-

wand der Kunst die höchste und letzte Gestalt, in welcher die weltgeschichtlichen Ideen auftreten.

Aber der Schmetterling ist auch sprichwörtlich durch die Kürze seines Daseins. Die Weltgeschichte steht nie still; jede Höhe, die sie errungen, ist ihr nur eine Stufe zum weitern Fortschritt. Darum kann auch die sogenannte klassische Epoche einer Literatur niemals von Dauer sein; es wäre dasselbe, als wenn man eine nie welkende Blüthe, einen ewigen Frühling, das heißt einen Stillstand der Natur verlangen wollte.

Vielmehr wo ein solcher Gipfel erreicht ist, da sehen wir die Geschichte auch sofort wieder zu neuen Entwickelungen den Anlauf nehmen. Dieselben treten ihrer Natur nach zuerst in unfertiger, unreifer Gestalt auf; erst wie sie allmählig wachsen und sich ausdehnen, gehen sie auch in die Kunst über. Aber auch ihre künstlerische Erscheinung ist anfänglich nur unvollkommen und unreif; der Mund der Kunst kann das richtige Wort für den Inhalt der neuen Zeit noch nicht finden, sie stammelt gleichsam noch, lallt, stottert und müht sich ab in unzulänglichen Versuchen. Kurzsichtige reden dann von einem Verfall der Literatur; bei lebensfähigen Nationen dagegen ist es vielmehr der Ansatz zu einer neuen Literatur, die sich erst neue Formen, neue Anschauungen, neue Organe schaffen muß, die aber, wenn anders die Lebenskraft des Volkes

selbst ausreicht, die Idee zur Reife zu bringen, auch unzweifelhaft einer neuen klassischen Epoche entgegengeht. — So hatte auch bei uns Deutschen die Idee der schönen Persönlichkeit, die unser achtzehntes Jahrhundert erfüllt, mit Ende dieses Jahrhunders sich vollendet und ausgelebt; Goethe uud Schiller, namentlich der erstere, sind die klassischen Repräsentanten dieser Entwickelung, die eben mit diesem klassischen Ausdruck ein für allemal beendet und abgeschlossen ist. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts soll die bloße Persönlichkeit überwinden; er soll aus sich heraustreten, soll sich selbst erst wiederfinden, zu seinem eigentlichen Bewußtsein, seinem eigentlichen Dasein gelangen in der Totalität des Staats und der Geschichte. Das praktische Interesse verdrängt das ästhetische; nicht mehr die Literatur, sondern der Staat und die bürgerliche Gesellschaft, mit ihren unentbehrlichen praktischen Voraussetzungen, mit Handel, Gewerbe rc. bilden die wahre historische Aufgabe unserer Zeit. — Auch diese Epoche, wir zweifeln nicht, wird dereinst ebenfalls ihre poetische Verklärung finden und eine neue klassische Poesie erzeugen, eine Poesie der Wirklichkeit, des Kampfes, der Arbeit, wie jene klassische Poesie der neunziger Jahre eine Poesie des Idealismus, des Selbstgenusses und der schönen Beschaulichkeit war. Ja die Anfänge dazu sind zum Theil schon ge-

macht und nur ein blödes Auge kann den Kern verkennen wegen der unansehnlichen Schale, in welcher derselbe zur Zeit noch auftritt; in unsern politischen Dramen, unsern socialen Novellen und Gedichten liegen die Anfänge dazu bereits vorhanden, und es wird nur darauf ankommen, daß Deutschland frei und mächtig, der deutsche Handel reich und blühend, das deutsche Gewerbleben fruchtbar und glücklich wird, um auch diese Poesie der Wirklichkeit einer neuen und klassischen Epoche entgegen zu führen.

Das muß denn nun der Zukunft überlassen bleiben. Worauf es uns hier ankam, war nur den Nachweis zu liefern, daß es thöricht ist, eine bestimmte Zeit des Rückschritts anzuklagen und gering zu denken von einer bestimmten Nation, aus keinem andern Grunde, als weil die Poesie bei ihr aufgehört hat der Hauptträger des nationalen Lebens zu sein und weil andere prosaischere, aber auch praktischere Mächte an ihre Stelle getreten sind. Es kann dies sogar umgekehrt unter Umständen ein ganz entschiedener Fortschritt der nationalen Entwickelung sein — und von unsern gegenwärtigen deutschen Zuständen möchten wir das allen Ernstes behaupten.

Und so wird ja auch hoffentlich der Gedanke der deutschen Einheit selbst nichts dadurch an seinem Werthe verloren haben, daß er im Lauf der zwanziger Jahre

allmählig aus dem poetischen und literarischen Gebiet, dessen Grenzen sich, wie gesagt, überhaupt von jetzt an enger zusammenziehen, übergeht in das Gebiet der praktischen, oder wie Andere lieber sagen, der materiellen Interessen. Freilich sind Zollregister und Mauthabschlüsse minder interessant zu lesen als Romanzen vom Kaiser Rothbart oder poetische Klagen um die gesunkene Herrlichkeit des alten deutschen Reichs; ein Geschlecht, das die deutsche Einheit bisher immer nur im Theaterschmuck gesehen, im langwallenden Kaisermantel, Lautenschlagende Jünglinge zur Seite, mußte sich freilich ein wenig überrascht fühlen, als sie dieselbe plötzlich im Waarenlager des Kaufmanns, zwischen Kafesäcken und Tabacksballen, oder in der niedrigen Stube des deutschen Handwerkers wieder erkennen sollte. Und doch ist der preußisch-deutsche Zollverein, den wir hier im Sinne haben, ein besserer Grundstein künftiger deutscher Einheit und ein zuverlässigerer Schritt zu ihrer Erlangung, als alle Wartburgsfeiern und alle Hambacher Feste mit einander. Der Zollverein ist neuerdings hart angegriffen worden, von politischer sowohl als von nationalökonomischer Seite, und hat seine Existenz nur mühsam und, wie es scheint, nicht ohne Einbuße des öffentlichen Vertrauens gegen die beiderseitigen Angriffe behauptet. Auf die politischen Angriffe vermögen wir gar keinen

Werth zu legen, weil sie notorisch von einer Seite gekommen sind, wo man ein für allemal von deutscher Einheit nichts wissen will noch darf. Aber auch das nationalökonomische Princip des Vereins, ob es schutzzöllnerisch oder freihändlerisch, falsch oder richtig ist, kümmert uns an dieser Stelle nicht, da wir es hier lediglich mit der Thatsache zu thun haben, daß der Zollverein auf einem unleugbar wichtigen Gebiet, dem Gebiet der kaufmännischen und gewerblichen Interessen, eine Menge von Schranken und Spaltungen niedergeworfen und eine Einheit herbeigeführt hat, von der wir in Deutschland früher nicht einmal eine annähernde Vorstellung besaßen. Auch die Allgemeine deutsche Wechselordnung, die Post- und Telegraphen-Conventionen, sowie die ganze Masse unserer wissenschaftlichen und gewerblichen Vereine und Versammlungen, als da sind die Versammlungen der Forst- und Landwirthe, der Aerzte, der Geschichts- und Sprachforscher, der Lehrer, der Gärtner rc., ingleichen die großen Industrie-Ausstellungen, die seit einiger Zeit auch bei uns in Deutschland stattfinden, endlich und vor Allem die deutschen Eisenbahnen, gehören hierher. Gern würden wir auch die Militairconventionen dazu rechnen, welche in jüngster Zeit zwischen Preußen und einigen kleinen deutschen Staaten abgeschlossen wurden, sowie die seit 1843 eingeführten

Bundesinspektionen und Manöver, wenn nicht die einen in Folge politischer Eifersucht größtentheils wieder aufgehoben und vereitelt wären, die andern aber sich in ein Dunkel hüllten, das kein genaueres Urtheil über ihren Werth und ihre nationale Bedeutung zuläßt.

Diese Einheit ist denn nun freilich, wie gesagt, sehr unpoetisch; auch gehen ihre Früchte etwas langsamer auf, als etwa ein Lied gedichtet, gedruckt und verbreitet wird. Dafür sind sie aber auch nicht bloße schöne Illusionen, sondern an seinem steigenden Wohlstand merkt sie der Kaufmann, der Gewerbtreibende an seinem gesteigerten Absatz, der Gelehrte an der Erweiterung der Ideen, die ihm aus dem erweiterten persönlichen Umgang zuströmt, der Reisende an der Leichtigkeit seiner Beförderung — und so auf allen übrigen Gebieten unseres praktischen Lebens. Der Gedanke der Einheit (mit Einem Wort) ist aus der poetischen Abstraction herausgetreten ins Leben; er wird Geld, wird Absatz, wird Wissenschaft; er tritt an Kreise heran, denen er bis dahin vollkommen fremd geblieben war und verbreitet die Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit und Nützlichkeit durch Mittel, die Jedermann verständlich, und nicht blos verständlich, sondern auch angenehm und ersprießlich sind.

Wundere sich Niemand, daß wir dabei die große Katastrophe des Jahres Achtundvierzig mit ihren so anspruchsvollen und doch so fruchtlosen Experimenten ganz übergangen haben. Es ist nicht der Zweck dieses Buches, alte Wunden aufzureißen und Klagen oder gar Vorwürfe zu erneuern, die zum Vortheil Aller besser der Vergessenheit übergeben werden; im Gegentheil, das Buch will aufklären, will verständigen und versöhnen. Auch ist die Stellung, welche das gedachte Jahr in der Entwickelung der deutschen Einheit einnimmt, nach dem bisher Mitgetheilten sehr einfach und leicht zu übersehen. Die Idee der deutschen Einheit war im Lauf der dreißig Jahre seit den Befreiungskriegen in das allgemeine Bewußtsein übergegangen; sehr natürlich daher, daß auch sofort bei Ausbruch der Bewegung sie es war, die sich an die Spitze stellte, und in der alle übrigen Fragen gleichsam zusammenliefen.

Soweit war die Entwickelung also ganz berechtigt und nothwendig; ja man braucht noch lange kein Prophet zu sein und kann sich von dem Wahn politischer Allwissenheit sehr frei halten, um doch mit Bestimmtheit voraus zu sagen, daß jede neue Bewegung, selbst auch die allerfriedlichste, die Deutschland in Zukunft wieder ergreifen sollte, nothwendig denselben Ausgangspunkt nehmen und auf dasselbe Ziel hinarbeiten wird.

Aber nicht blos an die Spitze der Bewegung trat die Idee der deutschen Einheit, sondern sie that es auch genau in derselben romantisch-mittelalterlichen Form, welche sie während der Fremdherrschaft angenommen und die sich dann vorzugsweise in unserer Burschenschaft ausgebildet hatte. Und das war denn die unberechtigte Seite der Bewegung, die geschichtliche Schuld, durch welche sie mit Recht dem Untergange verfallen ist.

Auch hatte das Publikum darüber einen sehr richtigen Instinkt. Jetzt, wo die Herzen wieder so kühl, die Köpfe so nüchtern, ach nur zu nüchtern geworden sind, jetzt gesteht man sich wohl selbst, welche Befremdung der erste Entwurf der sogenannten Vertrauensmänner, gleich im April Achtundvierzig, erregte, wo die Idee des deutschen Kaiserthums sich schon deutlich an die Spitze gestellt fand — selbst denjenigen erregte, deren Stammeseitelkeit sich hätte davon geschmeichelt fühlen sollen oder die doch wenigstens keine Gefahr liefen, durch das neue Kaiserthum an Macht oder Ansehen einzubüßen. Es dauerte, wie man sich entsinnen wird, einige Zeit, bevor das Publikum (um vom Volke gar nicht zu sprechen) sich mit dem Gedanken befreundete, und auch dann war es noch, wie der Erfolg bewiesen hat, nur eine sehr kühle Freundschaft, mehr eine Tochter der Noth, ein Pis-Aller, als ein wirk-

licher Zug des Herzens, den der Verstand und die praktische Einsicht gebilligt hätten.

Auch hier wiederum sind wir sehr weit entfernt, Anklagen oder Vorwürfe zu erheben gegen die Männer, von denen jener Entwurf ausgegangen, und die denn auch später das Meiste gethan haben, ihn zu halten und zu fördern. Die Uneigennützigkeit und patriotische Absicht dieser Männer ist über jeden Argwohn erhaben; wären alle Fragen der damaligen Zeit mit dieser Gewissenhaftigkeit, dieser Hingebung und dieser zähen Ausdauer behandelt worden, wahrlich, der Schiffbruch, den wir erlitten, hätte wenigstens ein nicht so allgemeiner, nicht so rettungsloser werden können.

Aber die Wolke wird darum doch nicht zur Juno, wenn man sie auch mit noch so viel Inbrunst und Treue umarmt; wer in den Wind säet, dem nützt weder die Güte der Aussaat, noch die Geschicklichkeit der Hand, mit der er säet. Das mittelalterliche Kaiserthum, das man wiederherzustellen gedachte, nicht nur gegen oder doch gewiß ohne die Sympathien und Neigungen der Nation, sondern auch im offenbarsten Widerspruch mit der thatsächlichen Lage Deutschlands sowohl wie des ganzen übrigen Europa — dieses Kaiserthum, so sehr es unseren romantischen Reminiscenzen schmeichelte, war doch nur ein Wolkenbild, eine Truggestalt, die niemals zum Dasein

gelangen konnte, noch jemals gelangen wird. Es war das letzte poetische Aufleuchten einer Idee, welche die Jugend jener Männer verklärt hatte und die sie nun stolz waren, mit ergrauenden Haaren und gebeugtem Nacken dennoch ins Leben zu führen. Das Schicksal hat dieser Idee das Schönste und Höchste vergönnt, was ihr nur immer zu Theil werden konnte — einen tragischen Untergang; statt an ihrer eigenen Schwäche klanglos zu verkümmern, ist sie wenigstens einen wackeren Soldatentod auf freiem Felde, unter den Händen ihrer Feinde gestorben und hat den Ruf ehrlichen Wollens und redlicher Absicht nachgelassen. Das mag diejenigen trösten, welche an ihre Verwirklichung die Arbeit und Hoffnung ihres Lebens gesetzt hatten. Auch für ein Dunstgebild mit Aufopferung und Tapferkeit zu streiten, ist mit dem Begriff der Ehre sehr wohl verträglich; so haben sie denn wenigstens ihre Ehre gerettet — das ist unendlich mehr, als manche Andere aus jener Zeit sich rühmen können.

Aber weil nun dieses Dunstgebild zerronnen, sollen wir darum auch an der Sache selbst verzweifeln? Weil die Schale zerbrach, sollen wir darum auch den Kern auf die Gasse werfen? Weil das deutsche Kaiserthum nicht zu Stande kam, noch nach menschlicher Einsicht jemals zu Stande kommen wird, sollen wir darum auch

an der deutschen Einheit selbst verzagen und verzweifeln? Sollen namentlich die Dichter, diese eigentlichen Stimmen und Zungen des Volks, aufhören der Nation das Ziel ihrer Zukunft vorzuhalten und ihr Muth und Begeisterung einzuflößen für den schweren Kampf, der, wie vor jedes edlere Ziel, so auch vor dieses gelegt ist?

Ach, die Meisten haben es schon gethan; sie thun sogar noch mehr, sie schämen sich ihrer ehemaligen Leidenschaft als einer Thorheit, vielleicht gar eines Verbrechens, und suchen vor der Welt und vor sich selbst zu verheimlichen, daß sie jemals so schwach gewesen. Wir haben die deutsche Einheit zu Anfang dieser Blätter die eigentliche Jugendliebe der deutschen Nation genannt. Gut denn, so theilt sie auch das Schicksal, das den Jugendliebschaften in der Regel zu Theil wird: das Schicksal, verspottet, verleugnet, vergessen zu werden. Die Liebe ist in Grimm, die Wehmuth in Hohn, die Sehnsucht in Schadenfreude, der Schmerz in Selbstverspottung umgeschlagen. Redet dem heutigen deutschen Publikum von der Türkei, redet ihm von China, redet ihm von allen Dingen der Welt: es wird zuhören, sich wenigstens so anstellen, als ob es zuhörte — aber redet ihm von deutscher Einheit und es hält sich die Ohren zu und läuft weg, rückwärts blinzelnd, ob auch kein Gensdarm oder Schutzmann hinter ihm!

Und doch ist das kein ritterlicher Geist und kein Ehrenmann, der der Liebe seiner Jugend, und ob sich Berge und Meere zwischen sie und ihn gethürmt haben und ob er sie selbst hätte als einen Irrthum erkennen müssen, nicht stets ein ehrerbietiges und dankbares Andenken bewahrt. Dies Gekeife und Gezische, das sich jetzt von allen Seiten erhebt, wo nur der Name der deutschen Einheit genannt wird, stellt den sittlichen Eigenschaften derjenigen, von denen es ausgeht, ein sehr schlechtes Zeugniß aus und sollte am Wenigsten von oben herab als Loyalität und Patriotismus befördert werden; denn es kann nur die Frucht eines kleinen und niedrigen Herzens sein. Nicht blos „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geweiht für alle Zeiten": sondern noch viel mehr ist es jeder Gedanke, der irgend einmal Tausende von Herzen in edler, reiner Freude entzündet und ihnen Muth und Begeisterung gespendet hat, selbst auch wenn er veraltet, ja wenn er auf einem Trugschluß beruhen sollte.

Was aber die deutsche Einheit betrifft, so erstreckt der Trugschluß, wie wir gesehen haben, sich nur auf die bestimmte Form, in welcher man dieselbe, befangen in poetischen Reminiscenzen, zu verfolgen und darstellen zu müssen glaubte; der Gedanke selbst ist ein urewiger, schlechthin berechtigter, unvertilgbarer; alle

Richtungen des deutschen Lebens laufen in ihm als ihrer nothwendigen Spitze zusammen; er ist der richtige göttliche Idealismus, der über all unserem Thun und Denken schwebt und ohne den wir sofort, politisch wie geistig, zu Heloten herabsinken würden. Denn was ist die Einheit einer Nation anders als das Selbstgefühl ihrer Individualiät? und was wäre demnach eine Nation, die auf ihre Einheit verzichtete? Der einzelne Mensch, der sich selbst aufgiebt, wird ein Nichtswürdiger; eine Nation, die dasselbe thun wollte, würde auch dasselbe werden.

Allein was nützt, fragt man uns, der bloße Idealismus, wie schön er sei, wenn er das Leben niemals durchdringen und erfüllen soll? Was nützt es, uns das Festhalten an der Idee der deutschen Einheit zur Pflicht zu machen, wenn man uns doch selber keine Mittel und Wege anzugeben, keine Form zu bezeichnen weiß, wie dieselbe sich jemals verwirklichen soll?

Die Mittel und Wege sind angegeben, noch mehr sogar, sie sind schon betreten; es sind eben jene materiellen Vereinigungen, deren wir oben gedachten, und deren Zahl und Bedeutung von Jahr zu Jahr zunehmen wird, weil sie auf dem praktischen Bedürfniß der Nation beruhen und weil auch ihr Nutzen von dem praktischen Verstande der Masse eingesehen wird. Laßt diese Mittel

und Wege denn nur weiter wirken, gewöhnt Euch nur, in ihnen noch mehr als blos die nächste praktische Befriedigung eines materiellen Bedürfnisses zu sehen, lernt sie begreifen als die vielleicht etwas schwerfälligen, aber darum auch um so festeren Grundsteine unserer nationalen Einheit — und wenn die Zeit gekommen, wird aus den erfüllten Bedingungen des Wesens sich die Form von selbst in organischer Nothwendigkeit ergeben. Selbst die lange Perspective, die uns damit gesteckt wird, könnte nur Thoren oder Selbstsüchtige schrecken. Kaum hundert Jahre sind es in diesem Augenblick, daß der Gedanke der deutschen Einheit zuerst wieder emportauchte, wir haben gesehen, in welchen vereinzelten, schüchternen, gleichsam vor sich selbst versteckten Anfängen — und wie ist er in diesen hundert Jahren, Jahren des Widerstands, der Unruhe, der Zerrüttung, wie ist er bei alledem gewachsen! welche Eroberungen hat er gemacht, welche praktischen Fortschritte sind ihm gelungen! Der flüchtigste Blick auf die Karte oder auch ein Blick auf jenes Eisennetz, das Deutschland in diesem Augenblick von Königsberg bis an den Bodensee, von Hamburg bis Triest verbindet, ist hinreichend, die Wahrheit dieses Ausrufs zu bestätigen. Und nun erst die stille, die Revolution der Geister! Wer wußte vor hundert Jahren von deutscher Einheit? und wer wüßte jetzt nicht davon? Es ist

damit, wie es im Wort der Bibel heißt: Selbst aus dem Munde der Spötter hat sie sich ihr Lob bereitet.

Damit ist denn auch die Frage gelöst, von welcher unsere Betrachtung ausging und die zugleich das eigentliche Ziel derselben bildete: nämlich wie die deutsche Poesie sich ins Künftige zu dem Gedanken der deutschen Einheit wird zu verhalten haben. Wir wollen nicht mehr viel von deutscher Einheit sprechen, ganz gut — aber wir wollen desto mehr dafür thun; wir wollen das Auge nicht mehr sehnsüchtig in die Ferne gerichtet halten, aber wir wollen dafür die Steine, die uns im Wege liegen, desto aufmerksamer prüfen und desto sorgfältiger hinwegräumen. Auch die deutsche Poesie muß sich, wie wir vorhin schon andeuteten, entschließen, ein wenig positiver, um nicht zu sagen, materialistischer zu werden; wie die politische Lyrik unserer politischen Sturm- und Drangjahre sich zu Roman und Drama fortzuentwickeln sucht, so muß sich unsere Poesie überhaupt bekannter machen mit der Wirklichkeit unserer öffentlichen und häuslichen Zustände, sie muß das Leben der verschiedenen Kreise schildern, wie es ist, sie muß ihrer eigenen Weisheit ein wenig entsagen und muß dafür desto hingebender werden an dasjenige, was sie im Volke vorfindet. Statt der mittelalterlichen Herrlichkeit, die Ihr doch nie wieder aus dem Grabe erweckt, oder statt ver-

wegener Luftschlösser der Zukunft, die Ihr doch nie in die Wirklichkeit überzuführen vermögt — schildert uns denn, Ihr Poeten, das Land und das Volk wie es ist! Führt uns an kundiger Hand durch die verschiedenen Landschaften unseres Vaterlandes, zeigt uns die Fremdartigkeit der Sitten, die Spaltung der Meinungen, den Widerstand der Interessen, und wie doch durch dies Alles hindurch ein unwiderstehlicher und unverwüstlicher Drang nach Einheit und Versöhnung durch alle edleren Herzen geht! Enthüllt die Wunden, welche unsere Zwietracht und unser Mangel an Thatkraft uns geschlagen, durch eigene nicht minder als durch fremde Hand: aber zeigt auch, welche Heilmittel schon jetzt in der angeborenen Natur des Volkes und in dem Zwang jener praktischen Verhältnisse liegen, um die Ihr Euch bisher so wenig bekümmern zu dürfen glaubtet — warum? je nun, weil Ihr Poeten wart! Die Zeit dieser abstracten, inhaltlosen Poesie, der schönen Redensarten und Luftbilder sei nun auch in Deutschland vorüber; auch die Poesie höre auf nur immer zu jubeln oder zu drohen, zu jauchzen oder zu klagen und lege mit Hand an zu dem allgemeinen Neubau unseres Vaterlandes, dessen erste Bedingung ist, daß *wir uns selbst kennen und verstehen lernen*.

Gelingt das oder wird wenigstens der redliche Anfang dazu gemacht, so wird unsere Poesie von ihrem politischen Einfluß und ihrer patriotischen Haltung nicht nur nichts einbüßen, sondern sie wird selbst an ästhetischem Werth dadurch gewinnen. Denn sie wird auf diese Weise aus einer Poesie des Nebelns und Schwebelns eine Poesie der Wirklichkeit, aus einer Poesie der Jünglinge und Weiber eine Poesie der Männer werden.

Deutsche Flüchtlinge.

Gelingt das oder wird wenigstens der redliche Anfang dazu gemacht, so wird unsere Poesie von ihrem politischen Einfluß und ihrer patriotischen Haltung nicht das mindeste einbüßen, sondern sie wird selbst an ästhetischem Werthe dadurch gewinnen. Denn sie wird auf diese Weise aus einer Poesie des Nebelns und Schwebelns eine Poesie der Wirklichkeit, aus einer Poesie der Jünglinge und Weiber eine Poesie der Männer werden.

Der heimathlose Mann war den alten Deutschen ein „elender“ Mann. Die geliebte Heimath mit dem Rücken ansehen, als Flüchtling das bittere Brod der Fremde essen und endlich sein müdes Gebein in einem fremden Boden verbergen müssen, schien ihnen so sehr der Inbegriff alles menschlichen Leidens, daß sie das Wort Elend, das ursprünglich nur die Fremde und das Leben in der Fremde bedeutet hatte, auf jede äußerste Noth und jenen Zustand allgemeiner Verlassenheit und Hülflosigkeit übertrugen, wo den Unglücklichen selbst die Hoffnung verläßt; die deutsche Sprache hat noch bis zur Stunde kein herberes, kräftigeres Wort, den äußersten Gipfel des Unglücks, sei dasselbe ein persönliches, sei es ein allgemeines, zu bezeichnen, als im „Elend“ — das heißt also ursprünglich, in der Verbannung leben.

Was unsere Altvordern, mit dieser heißen Liebe zum Vaterland, mit diesem tiefen, schmerzlichen Abscheu vor dem Leben in der Fremde, das in ihren Augen gar kein Leben mehr war — was sie wohl dazu sagen

möchten, wenn sie die Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen erblicken könnten, welche Deutschland heutzutage Jahr ein Jahr aus über alle Theile der Erde ausstreut und von denen sogar die Wenigsten nur den Wunsch oder die Absicht hegen, jemals wieder ins Vaterland zurückzukehren?!

Denn nothwendig müssen wir dem deutschen Flüchtlinge der Gegenwart nicht blos diejenigen beizählen, die durch politische oder andere von ihnen unabhängige Motive zur Flucht aus dem Vaterlande genöthigt werden, sondern auch diejenigen gehören dazu, die dasselbe freiwillig verlassen — nämlich wenn es freiwillig heißt, die Schrecken der Verarmung hinter sich und die Möglichkeit einer neuen, glücklichern Existenz jenseit des Oceans vor sich zu haben. Der größere Theil unserer Auswanderer ist sogar noch viel mehr auf der Flucht und verläßt das Vaterland noch weit gezwungener als diejenigen, die durch eine rasche Flucht blos dem Kerker oder vielleicht gar dem Schaffot entgehen wollen; es ist leichter, ohne Zweifel, sein Haupt dem Ueberwinder darbieten, der unserm Schmerz und unserer Schmach vielleicht mit Einem Streich ein Ende macht, als alltäglich, allnächtlich das Gespenst des Hungers hinter sich haben und in Arbeitslosigkeit und Mangel langsam zu Tode frösteln.

Immerhin aber, mag er nun die Heimath aus dem einen oder dem andern Motive verlassen haben, so gehört der deutsche Flüchtling in diesem Augenblick unstreitig bereits in allen Theilen der Welt zu den gekanntesten und verbreitetsten Erscheinungen. Von den öden Steppen und Eisfeldern des nördlichen Amerika, in denen nur der Jäger ein kläglich gefahrvolles Dasein zu fristen vermag, bis zur glühenden Sonne Australiens, von dem unfruchtbaren Sand der afrikanischen Wüste bis zu den goldhaltigen Felsen von Californien oder dem üppigen Boden von Ostindien, giebt es bald keine Scholle Erde mehr, die nicht der Schweiß eines deutschen Flüchtlings getränkt und urbar gemacht hätte. Selbst wenn wir uns nur auf die eigentlichen politischen Flüchtlinge beschränken, so ist auch ihre Zahl zu einer Höhe angewachsen und hat eine Ausdehnung erreicht, von der wir früher, wenigstens in Deutschland keine Ahnung hatten. Der deutsche Flüchtling mit seiner harten, rauhen Sprache, seinem verwilderten Aeußern, seiner ehrenhaften Bereitwilligkeit zu jeder Arbeit, aber leider auch mit seiner lauten Verachtung des Vaterlands, seiner Geringschätzung heimischer Sitte und seiner Uneinigkeit unter einander, ist so gut bekannt in der alten und neuen Welt und gehört ebenso zu den stehenden Figuren der Gegenwart, wie der französische Emigrant

zu Ende des vorigen Jahrhunderts, oder der polnische Flüchtling zu Anfang der dreißiger Jahre. Selbst in die Literatur fängt er bereits an überzugehen, wie es zu gewissen Zeiten mit jenen der Fall war; die flüchtigen französischen Marquis, die in den Romanen aus dem ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts eine so große Rolle spielen, mußten ihren Platz zuerst den verbannten Polen räumen, die durch ihre Schönheit, ihre Ritterlichkeit, ihr Unglück allein schon hinreichend waren, eine Geschichte interessant, ein Stück unterhaltend zu machen — und auf sie nun folgen in Dramen und Romanen die deutschen Flüchtlinge; die die Polizei verjagt hat, läßt die Poesie wieder ein.

Und doch würde es trotz dieser poetischen Verklärung ein verwegenes Unternehmen sein, wenn Jemand behaupten wollte, daß diese große Zahl von Flüchtlingen ein Glück für Deutschland oder ein Zeichen seines geistigen und leiblichen Wohlstands sei. Im Gegentheil wird es stets nur als ein Symptom tief innerlicher Zerrüttung gelten dürfen, wenn ein Staat und ein Volk nicht mehr im Stande ist, die verschiedenen Elemente, die sich in ihm selbst auf geschichtlichem Wege entwickelt haben, friedlich bei einander zu beherbergen und in gegenseitiger Einwirkung mit einander auszugleichen; es wird immer ein trübes Zeichen für die Zukunft eines solchen Volkes sein, wenn (wie es jetzt bei uns der Fall ist) gerade den Vertretern die-

ser Zukunft, seinen jüngsten, feurigsten Köpfen, nur die Wahl bleibt zwischen Kerker oder Flucht in die Fremde.

Allerdings giebt es Staatsweise, welche in der wachsenden Anzahl unserer Flüchtlinge allen Ernstes einen Gewinn für den Staat erblicken und sich jedesmal schadenfroh die Hände reiben, wenn wieder Einer, überdrüssig des heimischen Elends, in das Elend der Verbannung gegangen ist. An jedem Flüchtling, meinen diese Vortrefflichen, wird doch wenigstens der Strick gespart; gleich einem wohlthätigen Aderlaß, meinen sie, befreien unsere Flüchtlinge uns von einer Menge unreifer, zum Theil wohl auch unlauterer Elemente, die dem Vaterlande mit der Zeit noch höchst gefährlich hätten werden können und es zum Theil wohl auch schon geworden sind. Ueberhaupt, folgern sie weiter, wer der Heimath den Rücken wendet, oder wer einmal so weit gekommen, daß er ihn derselben wenden muß, an dem geht auch der Heimath selbst nichts mehr verloren. Nur die Feigen fliehen; was ein rechter Mann ist, und mag es immerhin ein Revolutionär sein, der hält es mit Danton, der auch das Vaterland nicht an den Schuhen wegtragen konnte und darum ebenfalls lieber das Leben opferte als die Heimath. Weit entfernt also, durch die zunehmende Flucht unserer Jugend etwas einzubüßen, hat Deutschland nach der Ansicht dieser Leute nur einen Gewinn davon, indem die

Zurückbleibenden dadurch um so gediegener, um so tüchtiger werden; nur der leichte Schaum explodirt und geht in die Luft, während der reife, milde Wein im Gefäß zurückbleibt.

Gleichwohl ist diese Ansicht so verkehrt und wird auch durch die Selbstgefälligkeit, mit welcher man sie vorträgt, nur so wenig gebessert, daß gewiß Niemand von unsern Lesern hier eine ernstliche Widerlegung derselben erwartet. Auch ist es überhaupt nicht der Zweck dieses Aufsatzes, sich über die Lage unserer gegenwärtigen Flüchtlinge zu verbreiten, die verschiedenartigen Motive zu prüfen, welche sie aus der Heimath getrieben, die Anhänglichkeit zu vergleichen, die sie derselben auch noch aus der Fremde her bewahren, und darnach die Hoffnungen abzumessen, welche Deutschland auch noch auf diese seine ärmsten, seine wahrhaft „elenden" Söhne setzen darf. So interessant eine solche Uebersicht auch sein würde, so ist doch theils der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen, theils würde sie nicht zu dem übrigen Charakter dieses Buches passen, das sich seinem Plane gemäß auf das Gebiet der Literatur- und Kunstgeschichte zu beschränken hat und auch von politischen Zuständen und Ereignissen nur in soweit Kenntniß nimmt, als dieselben sich in jenen wiederspiegeln.

Und so geht denn die Absicht dieser Blätter nur dahin, den Einfluß zu beleuchten, welchen das Flüchtlingsleben in alter und neuer Zeit auf unsere Literatur ausgeübt hat. Denn auch unsere Literatur hat ihre Flüchtlinge; mag die Anzahl der „Elenden" sich auch neuerdings in Folge unserer politischen Kämpfe allerdings außerordentlich vermehrt haben, so sind diese politischen Kämpfe selbst doch keineswegs der Anfang unseres Flüchtlingswesens, noch sind sie die alleinige Veranlassung, welche zu den verschiedensten Zeiten die Blüthe der deutschen Jugend ins Exil getrieben. Jede Zeit hat, wie ihre Helden, so auch ihre Märtyrer; jede neue Bahn der Entwickelung, die sich im Leben eines Volkes öffnet, führt zunächst über Leichen, und sollten es auch nur gebrochene Herzen, nur ermattete und zu Tode gehetzte Geister sein. Wie jetzt unsere politischen Flüchtlinge, so haben wir in früheren Abschnitten unserer Entwickelung, wo Wissenschaft und Poesie den Inhalt des deutschen Lebens bildeten, auch unsere wissenschaftlichen und poetischen Flüchtlinge gehabt. Die lange Reihe derselben mit ihren wechselnden Schicksalen, ihren Leiden und Kämpfen würde allein genügend sein ein Buch damit zu füllen; hier wollen wir nur einige der glänzendsten Namen herausgreifen und nur die allgemeinsten Epochen abgrenzen, die sich auch hier wieder, innerlich wie äußerlich, unterscheiden lassen.

Es sind besonders drei Elemente, welche das moderne Leben unseres Volkes erfüllen und seine Entwickelung bestimmen: die Theologie, die Poesie und die Politik, entsprechend den drei großen Factoren alles nationalen Lebens überhaupt, der Religion, der Kunst und dem Staate. Jedes dieser Elemente hat bei uns eine Zeitlang ausschließlich geherrscht und die gesammte Kraft der Nation, ihr Denken und Trachten, ihr Thun und Handeln an sich gezogen; wir unterscheiden in der Geschichte des deutschen Geistes deutlich ein theologisches, ein ästhetisches und ein politisches Zeitalter. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob ein Element das andere jedesmal vollständig ausgeschlossen hätte und als ob z. B. während unserer theologischen Epoche Poesie und Politik bei uns gar nicht vorhanden gewesen wären: sondern nur davon ist die Rede, daß jedesmal eines dieser Elemente als herrschendes Gestirn am Himmel steht, während die beiden andern theils im Auf-, theils im Niedergang begriffen sind.

Und zwar erstreckt unsere vorzugsweise theologische Epoche sich von der Reformation bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts; das achtzehnte Jahrhundert ist das vorzugsweise ästhetische Jahrhundert, während wir mit dem neunzehnten vielmehr in das Gestirn der Politik und der staatlichen Bewegung eingetreten sind. Jede dieser drei Epochen hat ihre Kämpfe, ihre Niederlagen und ihre Siege;

auf allen drei Gebieten treten Alter und Jugend, praktischer Besitz und idealistisches Verlangen sich schroff und feindselig gegenüber; auf allen dreien ist auch Blut vergossen und sind auch Menschen ins „Elend" getrieben worden.

An der Spitze dieser Flüchtlinge steht derselbe Mann, der uns schon zu Anfang unseres vorhergehenden Aufsatzes beschäftigte und dem man überhaupt überall in den Anfängen unserer modernen Geschichte begegnet, wie dem Achill in dem Kampf um Ilion — er selbst die wahre Achillesgestalt in dem großen Epos unserer Reformationsgeschichte, jung, schön, tapfer wie Achilles, und ebenso trotzig und ebenso dem Untergange geweiht.

Es ist natürlich Niemand anders als Ulrich von Hutten, von dem wir reden; Gelehrter, Dichter, Staatsmann, vereinigt er gleichsam in seiner Einen Person die dreifachen Elemente unserer modernen Geschichte überhaupt und stellt sich damit als der eigentliche Vorläufer, die eigentliche jugendliche Heldengestalt derselben dar. — Auch die Reihe unserer berühmten Flüchtlinge wird durch ihn eröffnet, und zwar sind es alle drei Gebiete gleichzeitig, Theologie, Poesie, Politik, die ihn von sich ausstoßen und endlich als Flüchtling über die Grenze jagen. Seine gelehrten lateinischen Reden, seine Dialogen und Spottschriften hatten ihn den theologischen Obscuranten seiner Zeit ebenso furchtbar gemacht und ebenso

verhaßt, wie die poetischen fliegenden Blätter, die Lieder und Gesprächspiele, die er für Franz von Sickingen und die politische Reform des deutschen Reichs ausgehen ließ, ihm die Verfolgung der politischen Machthaber zuzogen. In seiner Jugend hatte Hutten, wie es eben die Art der Jugend ist, aus freier Wahl ein unstet abenteuerliches Leben geführt; zu wiederholten Malen war er über die Alpen gestiegen, hatte die Feder mit dem Schwert vertauscht und umgekehrt, und hatte, gleich Odysseus, „vieler Menschen Städte gesehn und Sitten gelernet". In der Mitte des Lebens angelangt, mußte er diese Irrfahrten der Jugend nun noch ein Mal wiederholen: aber jetzt nicht aus freiem Antrieb, sondern genöthigt und hinausgestoßen durch die rohe Gewalt der Faust. In der Fremde, hauptsächlich in Italien, hatte er sich jene Gewalt der Sprache und jene Meisterschaft der Form angeeignet, durch die er später als Schriftsteller so gewaltig und wirksam wurde; hier hatte er auch jenen Haß gegen die „Curtisanen" und die Pfaffen eingesogen, der ihn dann zu einem so wirksamen Mitstreiter der Reformation machte; hier endlich, im Studium der Alten und mit empörtem Geist die politischen Mängel des deutschen Lebens überdenkend, hatte er jene Erhabenheit der Gesinnung gewonnen und den Grund zu jenen politischen Plänen gelegt, womit er hinterdrein vor die überraschte Nation trat.

Aber Hutten kam zu früh damit, und so mußten dieselben Eigenschaften, die ihn zu einer andern Zeit und in einem andern, thatkräftigern und einheitlichern Volke zum Befreier und Wiederhersteller seiner Nation gemacht haben würden, ihm jetzt nur den Weg in das „Elend" öffnen; der als lustiger Abenteurer begonnen, endet als geächteter Flüchtling. Man kennt die rührende Geschichte seiner Irrfahrten, wie er nach Sickingens Untergange (1522) sich nach der Schweiz flüchtet, derselben Schweiz, die dann noch Jahrhunderte später unzähligen seiner Schicksalsgenossen als erwünschteste Zuflucht dienen sollte; wie er aber auch hier, angeblich durch Erasmus' zweideutiges und hinterlistiges Verfahren, die kaum gewonnene Freistätte wieder verliert und nun hülflos, wie ein gejagtes Wild, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken irrt, bis er endlich auf der kleinen Insel Uffenau im Zürcher See das Einzige findet, was der vielgequälte und gebrochene Mann noch sucht und braucht — ein Grab. — Hutten ist nicht nur das wahre Musterbild eines deutschen Revolutionärs, in seinen Tugenden sowohl wie in seinen Fehlern: großherzig, tapfer, ohne eine Spur von Eigennutz oder Selbstsucht, voll der edelsten und reinsten Zwecke, aber auch unpraktisch, leichtgläubig und niemals dem Zweck die Mittel anpassend — sondern er ist auch ganz vor-

nehmlich das rechte Vorbild der deutschen Flüchtlinge, die ihn deshalb, von da an wo sein Gedächtniß überhaupt wieder aus dem Strom der Zeiten emportaucht, auch stets mit besonderer Liebe gefeiert und gleichsam zu ihrem Schutzpatron erhoben haben; als Flüchtling in der Schweiz faßte Ernst Münch den Plan zu seiner Gesammtausgabe der Huttenschen Werke, und als Flüchtling in der Schweiz schrieb auch Georg Herwegh sein berühmtes Gedicht zu Huttens Ehre. —

Mit Hutten und den Bauernkriegen scheidet das politische Element dann überhaupt aus der Reformation aus, wenigstens insoweit dasselbe ein volksthümliches war und die Freiheit des Volks zum Ziele hatte; was von Politik in der Reformation von da ab noch übrig blieb oder was sie an politischen Vortheilen noch zur Folge hatte, das beuteten lediglich die deutschen Fürsten aus, deren Souveränetät bekanntermaßen wesentlich von der Reformation herstammt. Für die Masse des Volks und selbst auch für die Literatur war die Reformation nur noch ein theologisches Ereigniß, und so treten denn consequenter Weise die Theologen jetzt auch an die Spitze der deutschen Wissenschaft und Kunst.

Mit dem Zeitalter der Theologen aber kommt auch sofort das Zeitalter der theologischen Flüchtlinge. In ihrer Fortentwickelung gehemmt und aufs neue zu einem bloßen Buchstabenwerk erniedrigt, hatte die Reformation sich be-

kanntlich ganz ebenso, wie die Anfänge der christlichen Kirche selbst, in eine Menge von Secten und Coterien zerspalten; Formeln hatte man erfunden und Lehrsätze aufgestellt, auf deren sclavische Befolgung mit der größten Strenge gehalten, deren Uebertretung oder Nichtbeachtung mit der äußersten Härte verfolgt und bestraft ward. Statt durch den großen Gegensatz der katholischen Kirche, die gerade in der nächsten Zeit nach der Reformation den gewaltigsten Aufschwung nimmt und die größten Triumphe feiert, sich selbst zu compactem Zusammenhalten und unverbrüchlicher Einheit anspornen zu lassen, zersplittert die neue Kirche vielmehr in eine Menge kleiner einzelner Kirchen, die sich gegenseitig aufs bitterste anfeinden und verfolgen; einem richtigen Lutheraner des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts war der Katholik, ja der Türke nicht halb so verhaßt als der Reformirte, und umgekehrt. Man redet heutzutage unter uns nur immer von der Inquisition und den Glaubensgerichten der katholischen Kirche: allein man vergißt dabei, daß auch die evangelische Kirche ihre sehr zahlreichen, sehr eifrigen Glaubenstribunale gehabt hat, und zwar genau ebenso viele wie es evangelische Kanzeln, evangelische Geistliche und evangelische Kirchenvorstände gab. Die Executionen dieser Glaubenstribunale sind nicht so großartig und treten nicht mit diesem blutigen Pomp auf, wie die

Autodafe's der katholischen Kirche, obwohl auch bei ihnen bekanntlich der Henker nicht selten blutige Arbeit hatte und Scheiterhaufen und Blutgerüste auch in der Geschichte der Evangelischen nicht fehlen. Aber was ihnen an Großartigkeit abgeht, das ersetzen sie durch die Masse; die ganze innere Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bis weit in die Mitte des achtzehnten hinein ist angefüllt durch gegenseitige Anklagen und Verketzerungen, durch Verfolgungen der Prediger sowohl unter einander wie von Seiten der Gemeinden, durch Amtsentsetzungen, Verbannungen und Aechtungen. Dieser evangelische Priesterstand, den wir uns so gern als den eigentlichen Friedensstand denken, war dazumal ein sehr unruhiger und sehr gefahrvoller Stand; auf allen Straßen, zu allen Thoren hinaus sah man die flüchtigen Diener des Evangeliums ziehen, bald durch die Kriegshorden der Katholiken, bald durch innere Unruhen der Gemeinden, bald durch einen Machtspruch ihrer weltlichen Gebieter, bald auch durch ihren eigenen Starrsinn und Widerspruchsgeist verjagt. Einzelne berühmte Fälle dieser Art aufzustellen, müssen wir der Kirchengeschichte überlassen, indem wir hier nur an Einen Mann erinnern, der zugleich als evangelischer Liederdichter eine der ersten Stellen einnimmt und den wir ebenfalls noch in hohen Jahren am Stecken des Flüchtlings erblicken,

zu einer Zeit, die sich schon für verhältnißmäßig aufgeklärt und duldsam hielt, und unter einem Regenten, der übrigens mit Recht als ein Muster politischer Einsicht und Klugheit gepriesen ward: Paul Gerhard, in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, unter dem Scepter Friedrich Wilhelm des Großen.

Doch müssen wir hier, um Mißverständnisse zu verhüten, sogleich noch eine Bemerkung einschalten. Wir sprachen vorhin davon, wie außerordentlich die Zahl deutscher Flüchtlinge zugenommen und daß bald kein Fleck der Erde mehr sein wird, wohin sie nicht den Segen ihrer Arbeit zugleich mit der Last ihres Elends tragen. Aber nur in Einem Lande sind sie jetzt nicht mehr zu finden, wo sie ehedem sehr häufig waren, ja wo sie Jahrhunderte hindurch beinahe ausschließlich gefunden wurden: und das ist in Deutschland selbst. Der Mangel an einheitlicher Verwaltung, an welchem das deutsche Reich litt, sowie die Vielherrschaft, unter welcher der deutsche Boden zerstückelt war, führte für unsere Flüchtlinge wenigstens den Vortheil mit sich, daß sie ihren Wanderstab in der Regel nicht allzuweit zu setzen brauchten. Es gab der Herren gar viele in Deutschland, und so viel Herren so viel Grenzen; man brauchte häufig nur zu den Thoren der Stadt hinauszugehen, um auch dem Arm seiner Verfolger entrückt zu sein. Die deutschen Flücht-

linge der älteren Zeit verlassen daher in den meisten Fällen Deutschland gar nicht, sie flüchten sich nur aus einer deutschen Landschaft, oft nur aus einer Stadt in die andere — hatten wir überhaupt keine deutsche Einheit damals, so hatten wir dafür auch keine Polizeieinheit; auch waren jene Transporte und Auslieferungen, die heutzutage ein so bedeutendes Kapitel des internationalen Staatsrechts bilden, damals zum größten Theile noch gar nicht erfunden. Im Gegentheil, Fürsten und Obrigkeiten liebten es damals noch, sich in gegenseitigem Schach zu erhalten, indem sie Einer die Flüchtlinge des Andern bei sich aufnahmen, ihnen Obdach, Unterhalt und Anstellung gewährten und ihnen die Fortsetzung ihrer Wirksamkeit erleichterten; in einer Zeit, wo der Staat überhaupt nur als ein Product der Gewalt aufgefaßt ward und daher auch die Staatskunst nur eine Lehre war, sich gegenseitig möglichst viel Abbruch und Schabernack zu thun, waren eben alle Mittel willkommen, die möglicherweise zu diesem Zwecke dienen konnten — also auch der Haß und das Elend der Flüchtlinge. Die äußere Lage derselben war dadurch allerdings für sie vortheilhafter als heutigen Tages; aber daß sie darum das Elend der Verbannung minder lebhaft empfunden hätten, darf man doch nicht glauben. Der Gesichtskreis der damaligen Welt war überhaupt noch enger, beschränkter;

was den durch Eisenbahn und Dampfwagen verwöhnten Kindern der Gegenwart kaum mehr das Vaterland, ja kaum mehr der Welttheil ist, das war den einfachern Menschen von damals die Vaterstadt; es war ihnen ebenso schmerzhaft und vielleicht noch schmerzhafter, jenseits des Stroms zu wohnen und vom andern Ufer herüber die Thürme der Vaterstadt winken zu sehen, die ihr Fuß nicht mehr betreten sollte, als es den Flüchtlingen von heute ist, jenseits des Oceans zu wohnen und den Wolken nachzustarren, die über die Steppe jagen, ostwärts nach Europa zu. Nur auf diese Weise erklärt sich die häufige Anwendung der Verbannungsstrafe, die uns im ältern Recht, besonders im ältern Städterecht begegnet und die dem Betroffenen gewiß nicht minder hart erschien und seine Existenz nicht weniger bedrohte, weil das Weichbild der Stadt vielleicht nur wenige Stunden, vielleicht nur wenige Minuten im Umkreis hatte.

Ebenso zerstückelt aber, wie das politische Gebiet, war auch das kirchliche und sogar noch mehr, da häufig die verschiedensten Bekenntnisse unter Einem Scepter lebten. Auch die Flucht der Geistlichen brauchte somit in den meisten Fällen nicht weit zu gehen; bei der großen Anzahl der damaligen Sekten, sowie bei dem theologischen Eifer, der damals selbst die Masse des Volks durchdrang, trafen sie gewöhnlich sehr bald auf Gegenden

und Kreise, die sie als Märtyrer erkannten und es sich zur Ehre schätzten, ihnen einen neuen Herd und eine neüe Wirkungsstätte zu bereiten. Immer aber bleibt es ein charakteristischer Zug jener Zeit, dessen sittliche Bedeutung man wohl noch nicht genügend erkannt und gewürdigt hat, daß die damaligen Diener der Kirche jederzeit wie ein Soldat in der Schlachtreihe standen, jeden Augenblick gewärtig, von ihrem Schicksal ereilt und von Allem, was ihnen werth war, von Haus und Hof, von Kanzel und Gemeinde hinweggerissen zu werden. Irren wir nicht, so erklärt sich damit ein großer Theil jenes außerordentlichen moralischen Ansehens, in welchem die evangelische Geistlichkeit damals bei ihren Gemeinden stand. Ja sogar auf den Eifer und den Fanatismus der Geistlichen selbst wird dadurch zum Theil ein milderes Licht geworfen: diese standen doch wenigstens noch mit ihrer Person für ihren Glauben, selbst für ihre Grillen ein und hatten doch also etwas, worauf sie allenfalls stolz sein durften.

Auch Paul Gerhard ist nun, wie die neuere Kritik nachgewiesen hat, nicht ganz der lammfromme Dulder gewesen, als den man sich ihn früher vorzustellen liebte. Auch die anmuthige Erzählung von Ursprung und Veranlassung des berühmten „Befiehl du deine Wege“, sowie von dem unmit=

telbaren Erfolg, den dasselbe für den Dichter gehabt haben soll, hat sich bekanntlich vor der Kritik nicht behaupten können und darf nur noch als ein angenehmer Mythus betrachtet werden. Doch hört das Lied darum nicht auf ein Kleinod der deutschen Poesie zu sein und auch Paul Gerhard im Ganzen verliert dadurch nichts an seinem wohlverdienten Ruf als ein fester, männlicher Charakter und unerschrockener Verfechter seiner Ueberzeugung; der Flüchtlingsstab der deutschen Prediger erhält gleichsam seine Weihe, indem er kurz vor Ausgang unserer vorzugsweise theologischen Epoche noch einmal von einer so keuschen, so männlichen Hand ergriffen wird. —

Wir haben bisher nur von der Theologie gesprochen, ohne auf die übrigen wissenschaftlichen Disciplinen Rücksicht zu nehmen. Und allerdings führte die Theologie damals das unbestrittene Principat der deutschen Wissenschaft; nur soweit die Theologie es für gut befand, durfte damals die Wissenschaft überhaupt ihre Fahnen tragen, der eifrigste Forscher, der kühnste Denker mußte den Flug seines Geistes hemmen, sobald die Theologie ihm die Weisung dazu ertheilte.

Das war nicht blos in Deutschland so, sondern in ganz Europa, in der katholischen so gut wie in der evangelischen Kirche. Ja die erstere übte, wie es denn

freilich in ihrem Begriffe liegt, ihre Oberherrschaft auch hier wieder mit noch größerer Strenge und einer noch augenfälligeren Grausamkeit; der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno, der Kerker eines Vanini, der Widerruf eines Galilei bieten dafür ebenso belehrende wie furchtbare Exempel. Die evangelische Kirche war nicht weniger verfolgungssüchtig, aber minder gewaltthätig; sie begnügte sich auch hier wieder in den meisten Fällen, dem ungläubigen Gelehrten, der ihre Ruthe nicht mit dem Gehorsam küssen und sich ihrer Richtschnur nicht mit dem Respect fügen wollte, den sie verlangte, den Stecken des Flüchtlings in die Hand zu drücken und die weltliche Wissenschaft in dasselbe Exil zu treiben, das sie selbst schon so vielfach erprobt.

Der berühmteste und glücklichste dieser wissenschaftlichen Flüchtlinge ist Christian Thomasius. Seine Flucht von Leipzig nach Berlin und Halle im Mai 1689 ist die eigentliche Hedschra der modernen deutschen Wissenschaft; mit ihm geht das Principat der deutschen Bildung von Kursachsen auf Kurbrandenburg über, der Exprofessor von Leipzig, den der Haß der dortigen Theologen zur heimlichen Flucht gezwungen, wird der Stifter der Universität Halle, die Wissenschaft schüttelt mit kräftigem Ruck das Joch der Orthodoxie von sich und fängt an sich auf eigene Füße zu stellen.

Damit haben wir uns dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts genähert, wo nun die Kunst und namentlich die Poesie zur Lebensaufgabe der deutschen Poesie wird, in demselben Umfang und fast auch mit derselben Ausschließlichkeit, wie es vorher die Theologie gewesen. Auch der Reigen unserer modernen Dichter eröffnet sich wiederum mit einem Flüchtling: Johann Christian Günther (1695 bis 1723) ist der erste Vorläufer unserer modernen Poesie. Unter dem zerrissenen Rock dieses verlumpten, verlorenen Studenten lebt zum ersten Mal wieder das Herz eines Dichters; die Poesie ist ihm nicht blos, wie seinen gelehrten Collegen, eine Sache des Verstandes und der äußeren Bildung, sondern mit unaufhaltsamer Gewalt strömt sie bei ihm aus den Grunde eines empfindungsreichen, leidenschaftlichen Herzens. Günther ist der erste Poet unserer modernen Literatur, dessen Gedichte zugleich sein Leben sind; die Schönheit, die er mit stammelnder Zunge zu verkünden strebt, hat zugleich sein Blut entzündet, er dichtet nicht blos Trink- und Liebeslieder, er liebt und trinkt auch — und auch der Jammer seiner Bußgedichte und die Verzweiflung seiner Sterbelieder strömt aus der dunkelsten Tiefe eines zerknirschten, zerbrochenen Herzens.

Für einen solchen Poeten hatte die damalige Welt, die Welt der Convenienz, der abstracten hohlen Form,

natürlich keinen Raum: und so sehen wir auch Günther, halb durch abenteuerliche Neigung, halb durch Zwang der Armuth und gehetzt durch die Erinnyen des Vaterfluchs, rastlos von einem Ort zum andern eilen, bis er endlich, mit noch nicht achtundzwanzig Jahren, den einsamen, unbeweinten Tod des Flüchtlings stirbt. Freilich geht seine Flucht nur von Schlesien bis Sachsen: aber dieser enge Schauplatz gewinnt eine außerordentliche Ausdehnung, wenn wir uns erinnern, daß Schlesien und Sachsen damals die beiden Pole der deutschen Dichtung bildeten, das Eine das auf-, das Andere das niedergehende Gestirn, gerade wie es in politischer Hinsicht mit Kursachsen und Brandenburg war. Mit Günther's Flucht von Schlesien nach Sachsen geht gewissermaßen die deutsche Poesie von den Ufern der Oder an die Ufer der Elbe, Saale, Pleiße, in die Hände der Brockes und Gottsched, der Klopstock und Lessing über. —

Von der Mitte des Jahrhunderts an machen sich allmälig neben und mit den ästhetischen auch die politischen Interessen bemerkbar; zuerst Friedrich der Große, dann die Josephinischen Reformen, dann der amerikanische Krieg bilden eine Stufenfolge, an deren Ausgang dann endlich die französische Revolution mit ihrem Weltinteresse und Weltumsturz steht. Auch die Aesthetik

fängt an von der Politik berührt zu werden und so treffen wir hier bereits auf einzelne Flüchtlingsgestalten, die uns das zwiespältige Element der Zeit in prägnanter Weise vor Augen führen. Am prägnantesten zwei, in denen die poetische Zerflossenheit Günther's und die politische Opposition der späteren Zeit gleichsam zusammenfließt: Friedrich Christian Daniel Schubart, berühmt durch sein vieljähriges Kerkerleben auf dem Hohenasperg, und Wilhelm Ludwig Wekhrlin, gestorben 1792 zu Anspach, in dem Augenblick, da er den Anmarsch der französischen Republikaner erwartete. Beide richteten ihre politische Thätigkeit weniger auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation als auf gewisse kleine locale Interessen, die sie zum Theil mit großem Talent, stets aber mit großer Heftigkeit ausfochten und für die sie in beiden Fällen durch den kleinlichen Haß ihrer Gegner aufs Empfindliche büßen mußten. Schubart und Wekhrlin sind die ersten politischen Märtyrer unserer Literatur, oder doch wenigstens die Ersten, die beim Publikum als solche bekannt wurden und die sich durch ihre Kämpfe und Leiden, verschuldete wie unverschuldete, eine Berühmtheit des Namens verschafften, die groß genug war, wenn auch nicht besonders reinlich. Auch ihre unfreiwilligen Wanderungen gingen, wie ehedem die Wanderungen unserer Geistlichen, nur von Stadt zu Stadt, von Landschaft zu Landschaft; warf der

wohlweise Magistrat der einen freien Reichsstadt sie zum Thore hinaus, so setzten sie sich ihm in der nächstgelegenen so dicht auf die Nase, daß der Spectakel nur um so größer wurde. Wäre nicht in Schubart's Leben das furchtbare Nachspiel der Hohenasperger Gefangenschaft und würde bei Wekhrlin der Gemeinheit und Rohheit nicht endlich doch zuviel, so könnte man sie die komisch idyllischen Vorläufer unserer späteren politischen Flüchtlinge nennen, die freilich zumeist um bedeutendere Sachen stritten, dafür aber auch ihren Flug weit über die Grenzen des Vaterlandes, nicht blos der Vaterstadt, hinweg richten mußten.

Bevor wir jedoch die verschiedenen Phasen auch auf diesem letzten Gebiete flüchtig charakterisiren, sei es uns gestattet, hier noch den Namen desjenigen Mannes einzuschalten, durch den das poetische Flüchtlingsthum, wie es sich mit Johann Christian Günther entwickelt hatte, seine letzte und großartigste Verklärung fand. Und das ist kein geringerer Name als Friedrich Schiller. Wer noch heut ohne Weiteres den Stab bricht über unsere deutschen Flüchtlinge und den so höchst moralisch tönenden, dennoch kaum halbwahren Satz ausspricht, daß ein Mensch nichts taugt, der nicht lieber in der Heimath Knechtschaft und Noth aller Art erträgt, als daß er in der Fremde groß und glücklich wird — der

wolle sich erinnern, daß auch Friedrich Schiller, dieser reinste und edelste von allen Dichtern, einmal das Brod des Flüchtlings gegessen und den Stab der Verbannung getragen hat. Friedrich Schiller, wie er auf der Flucht von Stuttgart im Sachsenhäuser Walde kurz vor Frankfurt an der Landstraße zusammenbricht, erschöpft, ohne Geld, ohne Aussichten, niemand als seinen treuen Andreas Streicher zur Seite — oder wie er dann beim Eintritt in die reiche lärmende Handelsstadt hinabstarrt über das Geländer der Brücke in den trüben gelben Main und, nach den Worten seiner späteren Lady Milford, bei sich abmißt, was wohl tiefer sei, das Wasser da unten oder sein Elend — das sind zwei Bilder, die Niemand vergessen sollte, der sich selbst etwa für einen deutschen Dichter hält und die wir mit ganz besonderer Freude an dem Fußgestell einer Schillersäule sehen würden. Nur wo in einem Dichterherzen zugleich soviel edelster Männerstolz pochte, nur wo die Freiheit seiner Kunst einem dreiundzwanzigjährigen, im Druck des furchtbarsten Militärdespotismus erzogenen jungen Manne so viel galt und so heilig war, daß er ihr ohne Bedenken Vaterland und Familie und Zukunft opferte, nur da konnte so Herrliches gedeihen und so Großes ausgeführt werden, wie es durch Schiller geschehen ist.

Auch die lange Schattenreihe unserer politischen Flüchtlinge wird durch eine erhabene, ehrfurchtgebietende Gestalt eröffnet: Georg Forster. Zwar war derselbe im strengsten Wortverstande kein Flüchtling, indem er sich bekanntlich freiwillig nach Paris begab, um den Anschluß von Mainz an Frankreich zu betreiben. Ebenso bekannt aber ist es auch, daß Mainz in der Zwischenzeit von den Deutschen zurückerobert ward und daß Forster sich von da an als ein Geächteter, Preisgegebener vom Vaterlande ausgeschlossen sah. Auch die Gründe seines Todes sind bekannt: gleich Hutten stirbt auch Forster an innerer Zerrissenheit, aber nicht blos um die Geschicke des Vaterlands, sondern noch weit mehr um die Geschicke der Freiheit selbst, deren Fahnen er allzugläubig gefolgt war und die er nun mit Entsetzen aus einer Göttin zu einem Buhlweib werden sah.

Derselbe Zwiespalt zwischen Freiheit und Vaterland, in welchem Forster untergeht, lastet nun auch fernerhin auf den politischen Flüchtlingen des neunzehnten Jahrhunderts als ihr eigenstes dämonisches Verhängniß. Männer, wie Ernst Moritz Arndt, der vor den Schergen Napoleons bis nach Schweden und Rußland flüchtet und mitten aus dieser winterlichen Fremde heraus durch seine Schriften und Lieder das Feuer des Patriotismus in den Herzen

seiner Landsleute wieder anzündet, waren von diesem Dämon allerdings frei. Allein diese flohen auch nur vor der Gewalt eines fremden Eroberers, ihr Exil war ebenso einzig wie die Umstände, unter denen es erfolgte, und dürfen wir dieselben daher derjenigen Gattung von Flüchtlingen, die uns hier beschäftigen, nicht wohl beizählen.

Der Zug dieser politischen Flüchtlinge beginnt vielmehr erst mit dem Wartburgfest, der Auflösung der Burschenschaft und den Demagogenriechereien, die nun von Berlin und Mainz aus in Gang gesetzt werden und in kürzester Zeit ein eisernes Netz über ganz Deutschland, selbst über die Nachbarländer ausspannen. Frankreich war damals, unter der Herrschaft der Restauration, theils ganz verschlossen, theils nicht sicher genug, England den Meisten zu entlegen und zu kostspielig. So ging die Hauptströmung denn vorzugsweise nach der Schweiz, angelockt durch die romantischen Traditionen derselben von Wilhelm Tell und der alten schweizer Freiheit, sowie von der Unschuld der schweizer Sitten: Traditionen, die auch auf die poetischen Versuche der Flüchtlinge (wie z. B. auf die Gedichte von August Follen) und also mittelbar auch auf die deutsche Poesie selbst lebhaft einwirkten. Und allerdings paßten dieselben auch vortrefflich zu den Kaiserbildern und den sonstigen romantischen Illusionen,

mit denen die deutsche Jugend sich damals trug, besonders die poetische.

Nach der Julirevolution wird Frankreich das vornehmste Ziel unserer Flüchtlinge und auch davon machen sich sofort gewisse literarische Folgen und Einflüsse fühlbar. Die schweizer Einfalt wird sammt der mittelalterlichen Romantik verdrängt durch französische Weltkenntniß, französischen Witz und leider auch durch französische Frivolität. Ludwig Börne und Heinrich Heine sind die Hauptrepräsentanten dieser Richtung; der alte Kampf zwischen Freiheit und Vaterland berührt sie nur noch wenig, sie kommen schon mit der Ueberzeugung nach Frankreich hin, daß am Vaterlande im Ganzen nur wenig gelegen, ja daß das Vaterland selbst nur eine Schranke und daß der wahrhaft gebildete Mensch überall da zu Hause ist, wo er nur Bildung und Freiheit findet. Der deutschen Literatur werden aus dem Lager der Flüchtlinge, also namentlich aus Frankreich, eine Menge neuer und bedeutender Ideen zugeführt, die in der Literatur sowohl wie im Publikum eine außerordentliche Gährung verbreiten. Doch sind die Wege, auf denen dieselben überliefert werden, selten ganz rein und daher ist auch die Wirkung im Ganzen mehr verwirrend und betäubend gewesen, als aufklärend und reinigend.

Seit der jüngsten Revolution endlich ist auch das Asyl in Frankreich für die Meisten wieder verloren gegangen und die Schaar der deutschen Flüchtlinge, zu Legionen angeschwellt, ist, wie wir im Eingang sagten, ausgeströmt über die ganze Welt. Alle Stände, alle Beschäftigungen, selbst alle Kunstgattungen sind darunter vertreten; neben dem Philosophen Ruge steht der Dichter Kinkel, neben dem Baumeister Semper der Musiker Wagner, der Componist des Tannhäuser und des Lohengrin; kein Gebiet des deutschen Lebens oder der deutschen Kunst ist verschont worden von dem gewaltigen Sturm und fast überall sind es die hoffnungsvollsten Knospen und die edelsten Blüthen gewesen, welche er abgeschüttelt. Was wird dem deutschen Vaterlande, was wird namentlich der deutschen Kunst und Wissenschaft aus ihrer Mitte erwachsen? Mit welchen Gastgeschenken werden sie sich bei der einstigen Rückkehr lösen für die lange Entfremdung und die Schuld, die auch ihnen anhaftet? Ja wann und unter welchen Umständen wird diese Rückkehr überhaupt nur erfolgen und erfolgen können?

Das sind Fragen, auf die es in diesem Augenblick noch keine Antwort giebt. Aber wie sie sich auch entscheide — mögen auch die deutschen Flüchtlinge der Gegenwart niemals vergessen, daß Namen, wie Hutten, Thomasius, Schiller,

auf ihrer Liste prangen! mögen sie unter fremdem Himmel fest an deutscher Gesinnung und deutschem Geiste halten! mögen sie für das Ausland ebenso viele Apostel deutscher Bildung und deutscher Sitte werden und mögen sie uns dafür dereinst aus der Fremde mitbringen, was uns noch mangelt — nämlich Kraft und Muth, durch Erfahrung erprobt, durch Besonnenheit geläutert, und einen Freiheitssinn, der das Gesetz als das Höchste über sich erkennt!

März '71

18

Gustav Kombst.

auf ihrer Liste prangen! mögen sie unter fremdem Himmel sich an deutscher Gesinnung und deutschem Geiste halten! mögen sie für das Ausland ebenso viele Apostel deutscher Bildung und deutscher Sitte werden und mögen sie uns dafür dereinst aus der Fremde mitbringen, was uns noch mangelt — nämlich Kraft und Muth, durch Erfahrung gereift, durch Besonnenheit geläutert, und einen Freiheitssinn, der das Gesetz als das Höchste über sich erkennt!

Der Name, den wir an die Spitze dieser Blätter gestellt haben, wird Vielen unserer Leser vollkommen unbekannt sein, besonders dem jüngern Theil derselben. Einige werden sich zwar erinnern, ihn früher einmal gehört zu haben: allein die Fluth der Ereignisse, die seitdem so wild geschäumt hat, ist darüber hingegangen und sie können sich nicht mehr entsinnen, wem er eigentlich angehört und welche Begebenheiten mit ihm verknüpft sind. Noch Andere endlich werden eine deutliche und klare Erinnerung davon haben: aber sie werden sie fliehen wie etwas Peinliches, mit dem sie vor sich selbst nicht zurecht kommen können.

Vor zwanzig Jahren war das anders; Gustav Kombst gehörte damals zu den bekanntesten Namen der deutschen Politik — nämlich soweit zu jener Zeit von einer deutschen Politik überhaupt die Rede sein konnte. Und nicht blos zu den bekanntesten Namen gehörte er, sondern auch zu den gefürchtetsten. Während das Publikum halb neugierig, halb schadenfroh auf Alles hinhorchte, was mit diesem Namen in Verbindung stand, war er das Schreckbild der Regierungen; die mächtigsten Throne Deutschlands

meinten zu schwanken, so lange Gustav Kombst in Freiheit war; Steckbriefe wurden hinter dem Flüchtigen erlassen, eigene Unterhändler wurden ausgesandt, ihn einzuholen und zur Umkehr zu überreden; die gesammte Diplomatie, hohe und niedere, wurde in Bewegung gesetzt, seine Schritte zu belauern und wo es ihm irgend gelang sich eine Freistätte zu verschaffen, da waren auch sofort die deutschen Regierungen mit Ausweisungsgesuchen und Drohungen bei der Hand, ihn weiter und weiter zu hetzen.

Woher dieser Haß? Kombst gehörte, wie unsere Leser aus dem Obigen bereits gemerkt haben werden, zu den zahlreichen Flüchtlingen, welche Deutschland zu Anfang der dreißiger Jahre aus politischen Gründen verließen und deren wir im vorigen Aufsatz flüchtig erwähnten; was hatte er begangen, welche fürchterlichen und strafwürdigen Erinnerungen knüpften sich an seinen Namen, daß selbst das Exil, in dem er lebte, weder die Furcht seiner Gegner zu verringern, noch ihren Haß zu befriedigen vermochte? Hatte er vielleicht an einem jener bewaffneten Aufstände Theil genommen, welche damals wie Wetterleuchten hinter dem Gewitter im Geleit der Julirevolution durch Deutschland gezogen waren? Stand er an der Spitze einer jener Verschwörungen, mit deren Schattenbildern die Furcht der Regierungen so lange ge-

spielt hatte, bis die Gespenster endlich in Fleisch und Blut überzugehen drohten? War er mit einem Wort einer jener verbrannten Köpfe, einer jener Revolutionäre vom Handwerk, welche sich damals einbildeten, mit einer Handvoll Studenten oder einer Rudel fanatischer Bauern die Geschicke Deutschlands entscheiden und ein neues Zeitalter der Freiheit und Gerechtigkeit heraufführen zu können?

Nichts von dem Allen! Kombsts Verbrechen waren weit unscheinbarerer Art: er war nur ein mißliebiger Schriftsteller und wurde als solcher verfolgt. Auch das war zu jener Zeit kein ungewöhnliches Schicksal mehr in Deutschland; schon hatten Börne und Heine dem Vaterlande den Rücken gewendet, aus keiner andern Ursache, als weil sie nicht Lust hatten die freie Laune des Schriftstellers mit den Qualen des Kerkers zu büßen; Wirth und Siebenpfeiffer waren blos durch die Feder zu gefürchteten Revolutionärs geworden und bei dem außerordentlichen Argwohn, mit welchem die Presse damals belauert wurde, konnte es selbst dem Gemäßigtesten unschwer begegnen, ins schwarze Buch der Aufrührer und Volksverführer eingetragen zu werden.

Allein mit Kombst's Schriftstellerei hatte es noch ein ganz eigenes Bewenden; das Schriftchen, durch das er auf einmal zum offenbaren Hochverräther geworden sein sollte, war gar nicht einmal von ihm selbst geschrieben: es waren

Aktenstücke, offizielle Aktenstücke, hervorgegangen aus der Feder derselben Staatsmänner, welche ihn jetzt mit Steckbriefen verfolgen ließen. Nicht also der Autor wurde verfolgt — der saß vor wie nach in Würden und Ehren und lenkte das Ruder des Staats mit allmächtiger oder doch für allmächtig gehaltener Hand; auch nicht der Inhalt — es waren die Beschlüsse der Regierungen selbst, es waren ihre eigenen Gedanken und Rathschläge über den Weg, welchen die deutsche Politik einschlagen müsse, und die konnten doch unmöglich straffällig sein, wenigstens nicht vor ihrem eignen Forum — sondern lediglich die Herausgabe war es, durch welche Kombst sich schuldig gemacht und den Zorn der Regierungen auf sich gezogen hatte. Die Aechtheit der Aktenstücke zu bezweifeln, fiel Niemand ein; hätte es aber Jemand thun wollen, so würde gerade der Eifer, mit welchem man Kombst verfolgte, ihn widerlegt haben. Eben so wenig wagte man die Grundsätze abzuleugnen, welche in den Aktenstücken ausgesprochen wurden; wie hätte man es auch können, da ja Alles, was die deutschen Regierungen gethan hatten und noch thaten, in genauester Uebereinstimmung damit stand und von tausend bereitwilligen Federn als die wahre, ächte Staatsweisheit gepriesen ward? Aber die Herausgabe war nichts destoweniger ein Verbrechen und der Verwegene, der sich unterfangen hatte, den Schleier

dieses Geheimnisses zu lüften, mußte nichtsdestoweniger von Land zu Land gejagt werden.

Es gab noch andere Stimmen, Stimmen sehr achtbarer Männer, deren Freisinnigkeit und Patriotismus keinem Zweifel unterlag; sie freuten sich der Veröffentlichung, aber den Weg, auf welchem dieselbe erreicht worden war, vermochten sie doch nicht zu billigen; sie erkannten den hohen Werth der Aktenstücke an, aber dem, durch den sie ans Licht gelangt waren, vermochten sie doch kein Wort der Anerkennung zu gönnen. Um es kurz zu sagen: nicht die Herausgabe der Aktenstücke war Kombst's eigentliches Verbrechen, sondern die Art und Weise, wie er dazu gekommen — nämlich durch Diebstahl.

Diebstahl — ein furchtbares Wort! Und doch versicherten Alle, die Kombst jemals gekannt, daß er ein durchaus edler und ehrenhafter Mensch! Und doch trug jedes Wort, das er äußerte, sowie jede seiner Handlungen, bis auf jene eine unerklärliche, den unverkennbaren Stempel des Ehrenhaften und Tüchtigen! Ein Ehrenmann und doch ein Dieb — welch ein Widerspruch!

Betrachten wir, um denselben zu lösen und das Andenken eines ebenso edlen wie unglücklichen Mannes in der ihm gebührenden Weise wiederherzustellen, das Leben dieses Flüchtlings ein wenig genauer. Wir haben dabei den Vortheil, uns einer sehr reichlich fließenden Quelle

bedienen zu können: nämlich Kombst's eigener Aufzeichnungen. Dieselben wurden kurze Zeit nach seinem Tode, zu Anfang des Jahres Acht und vierzig, unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" veröffentlicht und sind leider lange nicht so bekannt geworden, wie sie wohl verdient hätten. Zum Theil lag dies an der Zeit ihres Erscheinens, zum Theil aber auch an ihrem Inhalt selbst. Der geringe Theil des Publikums, der damals überhaupt noch von Kombst wußte, hatte sich ein Bild von ihm gemacht, dem das Buch nun auf keine Weise entsprach. Man kannte nur Kombst den Flüchtling, den Geächteten, den Feind der Kabinette; zu einer Zeit, wo der Respekt vor der officiellen Staatsweisheit im Publikum noch ziemlich groß war, hatte er es als einer der Ersten gewagt, ihr die Maske zu lüften, und die Hohlheit, die sich darunter verbarg, an den Tag zu bringen. Hatte er das schon bei Lebzeiten gethan und hatte er dafür sein ganzes zeitliches Wohlsein auf das Spiel gesetzt, was ließ sich nun nicht erst von dem Nachlaß des Verstorbenen erwarten! Welche pikanten Geheimnisse, welche scandalösen Enthüllungen mußten darin enthalten sein! Die Stimme, die schon bei Lebzeiten unseren Diplomaten so furchtbar ins Ohr geklungen, mit welcher Donnergewalt mußte sie sich nicht erst jetzt, gleichsam von jenseits des Grabes her erheben!

Aber von alledem enthalten diese „Erinnerungen“ nichts; es ist ein ernstes, stilles Buch, das sich weder an die Neugier, noch an die Schadenfreude, sondern einzig an das Mitgefühl des Lesers wendet. Unsere jungen Dichter rühmen sich nicht selten, ihre Erstlingsverse, jene Verse, in denen sie ihre Gymnasiastenliebschaft feiern und die sie selbst wenig Jahre später gern wieder verleugnen möchten, „mit ihrem Herzblut“ geschrieben zu haben. Darf diese schwer mißbrauchte Redensart überhaupt noch auf ein schriftstellerisches Produkt angewendet werden, so ist sie bei den Kombst'schen „Erinnerungen“ allerdings am richtigen Ort. Er begann sie, nach seinem eignen Eingeständniß (und bei einem Manne von Kombst's ernstem, fast herben Charakter haben solche Geständnisse ihren Werth), „in Zeiten tiefster persönlicher Bedrängniß, zu einer Zeit, da er sich so überschwenglich elend und unglücklich fühlte, wie er niemals geglaubt hatte werden zu können.“ In solchen Momenten, sagt er, habe die Erforschung seines Innern und ein Rückblick auf sein Leben und seinen Bildungsgang ihm einigen Trost gegeben. Indem er sich Vergangenheit und Gegenwart klar vor die Seele gerufen, habe er die nöthige Kraft gewonnen, in eine traurige, dunkle Zukunft zu sehen. Es seien Gespräche gewesen, die er mit sich selbst geführt und bei denen es ihm geschienen, als spräche er mit einem Freunde,

der ihm fehlte. Nachdem er diese Aufzeichnungen einige Zeit fortgeführt, habe er sie wieder durchgelesen und in ihrer Unterhaltung neuen Trost gefunden. Seine Gesundheit, die einige Zeit gelitten hatte, hob sich wieder, sein Geist ward frischer, lebendiger, zuversichtsvoller als je zuvor. „Ich hatte nun gesehen", sagt er wörtlich, „wieviel der Mensch zu tragen vermöge und ich war sicher geworden, nie zu verzweifeln."

Ein solches Buch, so ohne alle Rücksichten auf das Publikum geschrieben, lediglich aus innerm Drang, zum Trost der eignen tiefbekümmerten Seele — ein Buch, bei dem der Verfasser weder auf das Bravoklatschen der künftigen Lesewelt noch auf das Kritzeln der Recensentenfedern, sondern allein auf die Schwingungen des eignen Herzens gelauscht hat — ein solches Buch verdient gewiß, daß wir ihm vollen und ungetheilten Glauben schenken. Es giebt Menschen, allerdings, die sich selbst belügen, theils absichtlich, theils ohne es zu wissen, und diese Lüge mit sich führen in die Einsamkeit, ja selbst bis an die Schwelle des Grabes; daß aber Kombst zu diesen unglücklichen Doppelnaturen nicht gehört, das wird die nachfolgende Skizze seines Lebens, zu der wir uns nun wenden, auch dem Schwergläubigsten beweisen.

Gustav Kombst wurde in der Nähe von Berlin im Jahre 1806, einige Wochen nach der Schlacht bei

Jena geboren. Die Verhältnisse der Familie waren nichts weniger als glänzend. Der Vater war Soldat, „eine edle, kecke Reiternatur.“ Beim Rückzug von Jena mit dem Blücherschen Corps war er schwer verwundet worden. Auch an den Kriegen von 13—15 nahm er lebhaften Antheil; er kämpfte bei Leipzig, zog mit in Paris ein und überstand den heißen Tag von Waterloo. Kurz darauf verließ er den Kriegsdienst, um eine Anstellung als Subalternbeamter anzunehmen, Anfangs in der Provinz Sachsen, dann in Stettin, wo Kombst auch seine Gymnasialstudien absolvirte. Doch hatte der Ton im älterlichen Hause bei alledem noch immer etwas Militairisches behalten; die Erinnerungen an die Freiheitskriege bildeten in Worten und Werken die eigentliche Grundlage dieses Familienlebens. Von der Beute, welche bei Waterloo in Napoleons Reisewagen gefunden worden, hatte der alte Husar allerhand Andenken mitgebracht, Ketten, Ringe, geschnittene Steine; eine Anzahl von Kupferstichen, welche das Kombst’sche Wohnzimmer schmückten, hatte ehemals die Wände in Malmaison verziert; ebendaher, vom Bette der Kaiserin, stammte ein Stück schöner grüner Seidenfranzen, welche anfangs als Familienmerkwürdigkeit sorgfältig aufbewahrt, später aber von Kombst’s jüngsten Schwestern an ihren Mänteln getragen wurden.

Dieser Umgebung entsprachen auch die übrigen Eindrücke, unter denen der Knabe emporwuchs; der Vater war nicht blos tapferer Soldat, sondern auch glühender Patriot, wenn auch freilich nur in jenem specifisch preußischen Sinne, der damals noch allein als Patriotismus galt; die wiederhergestellte Größe Preußens, die Tapferkeit seiner Krieger, der Ruhm, den sie auf so vielen Schlachtfeldern erstritten, bildeten den nie erschöpften Gegenstand seiner häuslichen Unterhaltungen.

Solche Unterhaltungen aber, so angemessen dem jugendlichen Sinne, der ein natürliches Behagen an Krieg und kriegerischen Gefahren findet, pflegen keine Revolutionäre groß zu ziehen. Im Gegentheil, so tief waren diese Jugendeindrücke und mit solcher Innigkeit wurden sie von dem Knaben aufgenommen, daß selbst der Mann, trotz aller trüben Erfahrungen und trotz der bittern Feindschaft, in die er zur preußischen Regierung gerathen war, sich doch von einem gewissen edlen und gerechtfertigten Preußenstolz niemals frei machen konnte noch wollte; weit entfernt in eine Geringschätzung einzustimmen, die einige Zeit hindurch fast Mode geworden war, trug er die Ereignisse von Anno dreizehn jederzeit, wie er selbst sagt, „mit Flammenzügen in der Seele eingeschrieben" und zählte sie dem Größten und Höchsten bei, von dem die Weltgeschichte Kunde hat. Ja mitten

im Elend seines Flüchtlingslebens, gehetzt und verfolgt von preußischen Steckbriefen, hörte er niemals auf, an Preußens hohe Bestimmung für Deutschland zu glauben und in ihm den Hort der deutschen Zukunft zu sehen, vorausgesetzt, daß Deutschland überhaupt noch auf eine Zukunft hoffen durfte.

Auch übrigens hatte die Natur ihn nicht zum Revolutionär angelegt. Er selbst bezeichnete noch in späteren Jahren seine physische Naturanlage als „unzweifelhaft aristokratisch": ein starker gesunder Körper, mit starken Trieben, die Befriedigung heischen; ein gemischtes Temperament, in welchem das sanguinisch-cholerische vorherrsche; alle Sinne scharf, mit Ausnahme des Gesichts; im Ganzen aufs Herrschen und Genießen angewiesen. Dagegen sein Verstand klar, seine Gedanken geordnet, fast immer Herr seiner Gefühle, stets seiner Neigungen Meister (mit Ausnahme der Liebe), die Triebe unschädlich machend so viel wie möglich. Dem Wechsel abgeneigt in Personen, Zuständen, Wohnung, Kleidern, sei er regelmäßig peinlich in der Hausordnung, in allen Geschäften, Besprechungen 2c. Er rühmt sich ferner seines starken Bausinnes und daß er Einrichtungen begründen möchte und Gebäude errichten helfen, die gleich den ägyptischen Bauwerken tausendjährige Dauer hätten. Selbst die revolutionären Tendenzen seines späteren Le-

bens suchte er aus diesen ursprünglich aristokratischen Neigungen abzuleiten. „Ich glaube“, sagt er einmal, „ich bin nur ein Revolutionär meines Triebes für Ordnung wegen, in Folge meines Bausinns, meines Rechtssinns, der Alles gleich und billig haben will.“ Auf seine ehrliche Abkunft und seine gesunden Glieder war er so stolz wie nur immer ein Edelmann auf seinen Stammbaum sein kann; er pries es als ein Glück, daß er „von einem edlen kräftigen Schlage abstamme und daß die Ursprünge seiner Familie nach beiden Seiten hin sich in Stämme des deutschen Volkes verlieren, welche Freiheit und Unabhängigkeit stets für die größten Güter gehalten haben.“

Doch war sein Aristokratismus nicht immer (daß wir so sagen) so aufgeklärter, so demokratischer Färbung; derselbe konnte im Gegentheil zu gewissen Zeiten auch eine recht beschränkte, fast kindische Form annehmen. Schon als Kind trug er sich mit einem Familiengeheimniß, ähnlich demjenigen, welches Goethe in seinen Knabenjahren soviel zu schaffen machte: nämlich von dem hohen Stand und dem Reichthum seiner Vorfahren, daß der Name, welchen sein Vater führe, nicht der wahre Familienname, von großen Gütern, die der Familie rechtlich zukämen und dergleichen mehr. Kombst, indem er diese Jugendthorheit berichtet, gesteht selbst ein, daß darin

„für den strebsamen Knaben ein Sporn gelegen, dereinst die ihm von Rechtswegen zukommende höhere Stellung wenn möglich zu erreichen.“ In Veranlassung ihrer habe er sich zeitig gewöhnt, „sich als den Gleichen von höher Gestellten zu betrachten“: und dieses Sichgleichfühlen mit den Ersten sei bei ihm im Laufe der Zeit die Grundlage seiner demokratischen Bestrebungen geworden, die durch den Verstand aus dieser Gefühlsrichtung sich herausbildeten; er verdanke dem Mythus von seiner vornehmen Abkunft ein gutes Theil Selbstgefühl und Würde im Benehmen mit den Höchsten zu einer Zeit, da sein Verstand und seine demokratischen Ideen noch weniger entwickelt gewesen. — Auch begleitete diese Jugendthorheit ihn noch weit über die Knabenjahre. Sogar nachdem er ihre Grundlosigkeit bereits eingesehen, fiel es ihm schwer sich ganz davon frei zu machen; selbst noch während seines Aufenthalts am Frankfurter Bundestage ließ er sich dadurch zu gewissen Schritten verleiten, welche, wie wir sogleich sehen werden, nicht ganz ohne Antheil an der schließlichen Katastrophe blieben.

Auf der Universität, welche er zu Ostern 1825 bezog, mußte dieser patriotische Hintergrund des Vaterhauses denn allerdings einigermaßen verblassen. Kombst studirte Jurisprudenz und zwar der Reihe nach in Berlin, München und Jena. An den beiden erstern Orten

waren seine Verbindungen mehr literarisch = ästhetischer Natur. Namentlich gründete er in Berlin mit einigen Landsleuten, zu denen auch Franz Kugler und Droysen gehörten, einen literarischen Zirkel, in welchem „fremde und eigene Producte vorgelesen und besprochen, Pläne für literarische Arbeiten und fernere Studien entworfen" und ähnliche harmlose Unterhaltungen gepflogen wurden. In München, das damals in der ersten Blüthe seines Ruhmes stand, wurde er besonders von der bildenden Kunst angezogen. Doch konnte das ästhetische Element ihn niemals recht befriedigen; es fehlte ihm dazu theils an Productivität, theils war auch sein ganzer Charakter dazu zu ernst, um nicht zu sagen zu schwerfällig angelegt.

In die Politik wurde er erst in Jena eingeweiht. Zwar war die Glanzzeit der deutschen Burschenschaft damals (1827) bereits vorüber. Doch hatte sich in Jena noch ein gesunder Stamm hoffnungsvoller, strebsamer Jünglinge erhalten, die über den nächsten wissenschaftlichen Beruf hinaus sich auch für die öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes auszubilden suchten. Kombst schloß sich ihnen mit Begeisterung an, ohne jedoch auch dabei jene Nüchternheit aufzugeben und jenen praktischen Mäßigkeitssinn, der ihm nun einmal im Blute lag. Bei allen Verhandlungen, die in der Burschenschaft stattfanden, stellte Kombst sich regelmäßig zur gemäßigten

Partei; Alles, was an das Extrem anstreifte, in politischer sowohl wie in sittlicher Hinsicht, widerstand ihm und wurde von ihm in Scherz und Ernst bekämpft. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man etwa glauben, Kombst habe in der Jenaer Burschenschaft den Grund gelegt zu seinem späteren politischen Auftreten; die Anregungen, die er daselbst empfangen, sind gewiß nicht über das Allgemeinste hinausgegangen. Ueberhaupt dachte er über die Wichtigkeit studentischer Verbindungen stets nur sehr gemäßigt; er mochte „keinen Staat im Staate" dulden, und so tief er übrigens die Poesie der Studentenjahre empfand, so erblickte er doch in dem, „was man jetzt Studentenfreiheit nennt, nur eine wilde Zügellosigkeit in kindischen und verächtlichen Excessen, die keinem Theile zur Ehre gereicht."

Bedürfte es hienach noch eines Beweises, daß Kombst nicht als politischer Brausekopf, geschweige denn als Verschwörer und Hochverräther von der Universität gekommen, so hat die Geschichte seiner nächstfolgenden Jahre denselben aufs Vollständigste geliefert. Nach Stettin zurückgekehrt, widmete er sich seiner juristischen Ausbildung mit Anstrengung und Ausdauer. Daneben studirte er eifrigst Geschichte sowie neuere Sprachen; besonders in den letzteren erwarb er sich eine ungemeine Fertigkeit. Zu welchem Zwecke, sollte kurz darauf klar werden.

Es war nämlich im Jahre 1831 und die Julirevolution hatte soeben erst wieder die Politik in den Vordergrund des allgemeinen Interesse geschoben, als Kombst's Freunde plötzlich durch die Nachricht überrascht wurden, daß derselbe im Begriff sei, die Jurisprudenz zu verlassen und zur Diplomatie überzugehen. Mit Empfehlungen an den damaligen Minister des Auswärtigen Grafen Bernstorff versehen, sowie an dessen wahrscheinlichen Nachfolger, den bekannten Ancillon, der das Ministerium auch in der That gleich darauf übernahm, war er von beiden mit Wohlwollen empfangen worden. Einer Probearbeit „über das Lebensprincip der germanischen Staaten“, in der er „nach Hegel'schen Ansichten den Constitutionalismus aus den ursprünglichen Rechtsbegriffen der germanischen Nation entwickelt hatte“, war reichlicher Beifall zu Theil geworden. Einen noch günstigern Eindruck hatte seine Eingabe selbst gemacht; dieselbe war nämlich in nicht weniger als sieben Sprachen abgefaßt, was für einen angehenden Diplomaten allerdings eine glänzende Empfehlung war. Kombst selbst zwar bezeichnet diese Sprachfertigkeit in seinen „Erinnerungen“ nur als einen „preußischen Pfiff;“ doch hat er späterhin während seines Aufenthalts in Frankreich und England zur Genüge bewiesen, daß er in der That ein seltenes Sprachtalent hatte. Genug, Ancillon verfügte seine An-

stellung; eine Aussicht zur Gesandtschaft nach Constantinopel zukommen zerschlug sich und wurde er statt dessen als Secretair zur Bundestagsgesandtschaft nach Frankfurt am Main geschickt.

Verschwiegen darf dabei nicht werden, daß Kombst's persönliche Freunde diesen überraschenden Schritt damals lediglich als eine Frucht seines Ehrgeizes, vielleicht gar seiner Eitelkeit auslegten. Und in der That ist es nicht unmöglich, daß hier der Keim einer ersten Schuld gelegt ward. Kombst war von gewinnendem Aeußerem; auch seine Manieren empfahlen ihn; seiner ungewöhnlichen Sprachkenntniß haben wir bereits gedacht. Daß ein solcher Mann, in der ersten frischen Jugendkraft, hochstrebend wie wir ihn kennen, einen Drang empfindet, die gewöhnliche Beamtenlaufbahn mit ihrer kleinlichen Prosa hinter sich zu lassen und sich in höher gelegenen und glänzenderen Regionen zu versuchen, ist sehr natürlich; schon das Wagestück, sich als Bürgerlicher in eine Laufbahn einzudrängen, die für gewöhnlich nur den Günstlingen der Geburt und des Glücks offen steht, mußte den natürlichen Uebermuth des Jünglings entzünden. Auch ist es möglich und nach dem Nachfolgenden sogar wahrscheinlich, daß noch ein anderes Motiv mitgewirkt hat: nämlich jener Mythus von der vornehmen Herkunft seiner Familie und von den Reichthümern, die ihr rechtmäßiger Weise

gebührten. Die entzündete Phantasie des jungen Mannes betrachtete es vielleicht nur als eine billige Ausgleichung für die Beeinträchtigungen, welche das Schicksal ihm auferlegt, auch jetzt noch in dieselbe Laufbahn einzutreten, die, wenn Alles nach Recht und Ordnung zugegangen wäre, ohne Zweifel als die nächste und natürlichste vor ihm gelegen hätte; ja vielleicht dachte er sich auf diesem Wege durch Fleiß und Anstrengung wieder zu erringen, um was das Schicksal ihn ungerechter Weise gebracht. Man kann über diese Motive verschiedener Meinung sein: aber etwas Unehrenhaftes und Unredliches wird niemand darin nachzuweisen vermögen.

Kombst selbst führt in seinen „Erinnerungen" noch einen andern Grund an und die Gerechtigkeit verlangt, daß wir ihn ebenfalls hören, wiewohl es kaum wahrscheinlich ist, daß derselbe dem jungen Manne schon damals vollständig klar gewesen; vielmehr scheint er uns in einem sehr natürlichen Irrthum eine spätere Einsicht in jene frühere Epoche zurückdatirt zu haben. Er versichert nämlich „von Jugend auf die größte Neigung, ja wenn man will eine innere Bestimmung zu einer öffentlichen Laufbahn gefühlt zu haben. In monarchischen Staaten ohne Volksvertretung könne dieselbe nur in der Diplomatie angestrebt werden": und so sei dies denn der Grund gewesen, weshalb er sich zu diesem Fach hinzugedrängt.

Wie sich dies nun auch verhalte — der Erfolg war jedenfalls anders als Kombst erwartet hatte. Die Vertretung der preußischen Regierung beim deutschen Bundestage war zu jener Zeit in den Händen des Herrn von Nagler. Das Publikum, das damals überhaupt noch im Zustand politischer Unschuld lebte, kannte Herrn von Nagler nur als den Reformator des preußischen Postwesens; die Verbesserungen, welche er hier hervorgebracht oder die doch wenigstens unter seinem Namen vor sich gegangen, waren so groß und so glänzend, daß er sich einer gewissen Popularität beim Publikum erfreute, besonders bei den Gewerbtreibenden, die von der Beschleunigung des Verkehrs den nächsten und handgreiflichsten Vortheil zogen. Aus den Memoiren des Ritter von Lang hat man Herrn von Nagler seitdem von anderer und minder günstiger Seite kennen gelernt. Vieles in den Lang'schen Berichten mag übertrieben sein; daß Herr von Nagler aber ein gehässiger und peinlicher Vorgesetzter war, ein Bureaukrat vom Kopf bis zur Zehe, der sein größtes Behagen daran fand, seine Untergebenen zu knechten und zu peinigen, das ist auch aus andern unverdächtigen Quellen wohl bekannt; ja der Minister Ancillon selbst hielt es für nöthig Kombst versteckter Weise vor ihm zu warnen.

Allein dieser Warnung unerachtet stellte das Verhältniß sich von vorn herein höchst ungünstig. Kombst, der

auf eine interessante, den Geist erhebende und erweiternde Beschäftigung gerechnet hatte, sah sich voll Unwillen mit allerhand kleinlichen Plackereien überladen. Auch war er seinem Vorgesetzten an eigentlicher wissenschaftlicher Bildung gewiß weit überlegen; er sah ihm frühzeitig in die Karten und wurde da Manches gewahr, wovor sein gesunder Sinn sich entsetzte. Eine besondere Veranlassung zum Unfrieden gab aber jener mehrfach erwähnte Familienmythus. Kombst hatte sich zwar, wie er selbst sagt, bereits überzeugt, daß Manches davon ungegründet oder doch falsch aufgefaßt sei; nichtsdestoweniger konnte er der Versuchung nicht widerstehen, seine neuen Frankfurter Verhältnisse dazu zu benutzen, genauere Erkundigungen über seine Abkunft aus dem Reichsheroldamt, sowie aus den Reichsarchiven zu Wien einzuziehen. Herr von Nagler, „der alte Geschlechter nicht liebte,“ gab sich zwar anfangs den Anschein, als sei er geneigt die Bemühungen seines Secretairs zu unterstützen; in der That jedoch hintertrieb er sie und legte alle möglichen Hindernisse in den Weg, so daß sie ohne Resultat blieben.

Dergleichen Zerwürfnisse gab es noch mehre und noch schlimmere; schon hatte Kombst zu wiederholten Malen in Berlin um seine Abberufung gebeten, als plötzlich ein neuer heftiger Auftritt, zu dem jedoch nicht Kombst selbst, sondern eine Beleidigung die Veranlassung gab, „welche

einem achtungsvollen Manne von Seiten des Günstlings des Gesandten widerfahren", die Sache zum vollständigen Bruche trieb. Einige Wochen später, nachdem er seinen Abschied von der preußischen Regierung erhalten, nöthigte Besorgniß um seine persönliche Sicherheit ihn zur Flucht. Unter dem Vorwand einer Jagdparthie verließ er Frankfurt; bald war die Schweizer Grenze, die allgemeine Zuflucht der damaligen deutschen Flüchtlinge, erreicht.

Bis dahin war der Hergang der Sache noch sehr einfach; Kombst mochte das Scheitern seiner Pläne beklagen: aber noch lag kein Makel auf seinem Namen und auch die Rückkehr ins Vaterland war ihm noch keineswegs abgeschnitten.

Ein einziger Umstand veränderte die Sachlage mit einem Schlage. Kombst war nicht allein gegangen; während der Zeit seiner Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft und vermöge ihrer hatte er Gelegenheit gefunden von gewissen geheimen, der Regierung überaus wichtigen diplomatischen Papieren Abschrift zu nehmen. Wozu und in welcher Absicht er es gethan, wird von Kombst selbst nirgend gesagt; in den „Erinnerungen" heißt es nur: „Kombst hatte Abschrift von gewissen Actenstücken genommen, wozu er alles Recht hatte." Worin dieses Recht bestanden, und ob es noch ein anderes gewesen als das (wirkliche oder vermeintliche) Recht der Nothwehr, das Recht

des getäuschten und unterdrückten Volks gegen seine Zwingherren, das überall, in jeder Form und durch jeden Einzelnen zur Geltung gebracht werden darf, wird nicht gesagt. Genug, jene Abschriften hatten ihn begleitet einige Zeit darauf, von Straßburg aus, und nachdem die preußische Regierung ihnsteckbrieflich „wegen Entwendung von Documenten“ verfolgt hatte, erfolgte ihre Veröffentlichung es sind dies die berühmten „Authentischen Actenstücke“, die seitdem öfters wiederholt, zuerst auf authentische und unwiderlegbare Weise das unselige Gewebe aufdeckten, in welches Deutschland damals durch fremde List wie durch eigene Schwäche eingeschnürt war.

Die politische Wichtigkeit dieser Veröffentlichung verkennen wir keinen Augenblick. Auch hatte Kombst vollkommen Recht, wenn er noch späterhin behauptete, „daß in Frankreich und England keine Regierung vor diesen Documenten hätte bestehen können.“ Nur mit dem Zusatz: „Aber freilich, die Deutschen sind weder Engländer noch Franzosen und Bruder Michel ist in Allem langsam, selbst im Verständniß und der Anwendung des Einfachsten“ hat er nicht ganz Recht: denn jene „Actenstücke“ haben wirklich in höchst durchgreifender Weise gewirkt und eine Umwandelung des öffentlichen Bewußtseins hervorgerufen, ohne die Vieles von den späteren Ereignissen — Ereignissen, die ja auch nicht für ewig

verloren sein werden — nicht zu Stande gekommen wäre.

Aber bei alledem können wir doch das Geständniß nicht zurückhalten, daß Kombst nach unserer Ueberzeugung mit der Entwendung jener Actenstücke allerdings ein Unrecht begangen: ein Unrecht, das vielleicht im höheren Interesse nöthig war, das aber doch immerhin für den, der es persönlich begeht, ein Unrecht bleibt. Es ist dies die eigentliche tragische Schuld in Kombst's Leben; auch hat er selbst sie als solche empfunden. Der Ehrenhaftigkeit, die er sich bei alledem bewahrte, entspricht es, daß er in seinen „Erinnerungen" keinen Versuch macht seine That zu beschönigen. Er nennt sie „eine That, die er mit vollem Bewußtsein gethan und die ihn niemals gereuen werde, obwohl er vielleicht zur Zeit der That selbst ihren Eindruck und ihre Wirkung überschätzt habe." An einer andern Stelle bezeichnet er sie schlechthin als eine „Entwendung" und setzt nur hinzu, „daß sie weit mehr ein politisches als ein gemeines Vergehen." Das mag sein: nur eine Erleichterung der Schuld vermögen wir auch darin nicht zu erblicken, weil wir uns ein für allemal nicht zu überzeugen vermögen, daß Freiheit und Patriotismus einen Freibrief ausstellen können zu Handlungen, welche durch das allgemeine sittliche Gefühl, das Gefühl des Rechts und der Ehre verboten sind. Diese Ansicht, wir wissen es

wohl, wird von Vielen als altfränkisch und thöricht verlacht werden; jene Unverbesserlichen, die trotz unzähliger Erfahrungen noch immer nicht gelernt haben, daß durch Dolchstöße und Pistolenschüsse die Freiheit der Nationen nicht begründet wird, und daß die Guillotine zwar ein leidlich bequemes, aber doch nur sehr unzulängliches Mittel ist politische Reformen durchzusetzen, können natürlich auch in einer Entwendung, wenn sie nur politisch vortheilhaft ist, nichts Verbotenes sehen. Allein mit dieser Partei ist auch ein für allemal keine Verständigung möglich; nur davon mag sie sich überzeugt halten, daß Kombst niemals zu ihr gehört hat, selbst nicht in dem Augenblick, wo er ihr am nächsten zu stehen schien.

Auch giebt es noch eine andere Seite, von der Kombst's Unternehmen allerdings ein etwas milderes Urtheil in Anspruch nehmen darf. Wie wir über die deutschen Flüchtlinge und ihre Stellung zur Geschichte denken, darüber haben wir uns im vorgehenden Aufsatz ausführlich ausgesprochen; hoffentlich wird es uns danach gestattet sein, auch auf eine Schattenseite des Flüchtlingslebens aufmerksam zu machen. Daß wir damit gegen die Flüchtlinge selbst keinen Vorwurf erheben wollen, brauchen wir gewiß nicht erst zu sagen; wer in diesem Augenblick im Stande wäre ein verdammendes Urtheil über die deutschen Flüchtlinge auszusprechen, der würde auch den

Stab brechen über deutsche Ehre und deutsche Mannhaftigkeit, von denen ein guter Theil, ja vielleicht der bessere mit ihnen in die Ferne gezogen ist.

Aber Thatsache bleibt es immer und richtig ist die Bemerkung doch, daß dies langjährige Flüchtlingsleben, dieser Mangel alles dessen was das Leben angenehm, behaglich und lieblich macht, dieses Gelöstsein von allen zarteren Banden der Familie, der Sitte und der heimathlichen Gewöhnung in der Mehrzahl dieser edelen Märtyrer, selbst in den von Haus aus tüchtigsten und feinstorganisirten, einen gewissen — wie sollen wir sagen? welchen Ausdruck gebrauchen? da der Ehrfurcht, welche wir dem Unglück unserer Verbannten widmen, jeder Ausdruck zu hart erscheint, selbst auch der vorsichtigste — nun denn: ein gewisser Cynismus entwickelt sich in ihnen, nicht blos ein äußerlicher, sondern auch ein ästhetischer, ein sittlicher, der selbst die edelsten Gemüther wie mit einem leichten Rost anhaucht und die feine Grenze des Schönen, des Schicklichen, des Wohlanständigen (um von dem Erlaubten nicht zu reden) — ich will nicht sagen ihren Augen entrückt, aber doch weniger bemerklich macht; sie überschreiten die Grenze nicht eigentlich, es ist nur daß sie dieselbe nicht überall erblicken. Es ist im Wesentlichen derselbe Ton, der sich überall entwickelt, wo junge Männer und überhaupt Männer allein ohne den veredeln-

den Umgang von Frauen und ohne den sichern Boden der Familie mit einander verkehren müssen: eine Art Kasernenton, in diesem Fall aber noch gesteigert und verschärft durch die äußere Noth, in der die Mehrzahl, sowie durch den Gram und Kummer, der in Allen lebt.

Auch Kombst war beides im reichlichsten Maaße zubeschieden; sein ganzes Leben, von der Flucht in die Schweiz bis zu seinem Tode, ist nur eine einzige Kette von Mühsalen und Widerwärtigkeiten. Für wenige ist der Kelch des Flüchtlingslebens so bitter gewesen wie für ihn; hat er eine Schuld begangen, nun ganz gewiß, der strengste Sittenrichter kann sich zufrieden geben, so hat er sie reichlich, überreichlich gebüßt. Es liegt wie ein Fluch auf Allem, was er beginnt; die besten Pläne mißglücken ihm; Alles, was er angreift, führt nur immer in neues und tieferes Elend. Ein edle und seltne Kraft, die durch den Kampf mit unzähligen Widerwärtigkeiten nur noch immer reiner und mächtiger wird, muß sich endlich doch ungenutzt im Sande verlieren; der dunkle Strich, der sein Leben plötzlich zum unerwarteten Abschluß bringt, ist eine Erleichterung für ihn, wie für uns; wir athmen tief auf und danken dem Schicksal, daß es für soviel Elend doch wenigstens ein Ende, für den müde gehetzten Mann doch wenigstens eine Freistatt des Todes giebt.

Der Inhalt dieser Tragödie ist mit wenig Worten erzählt. Kombst versuchte sich in der Schweiz zunächst als Journalist zu ernähren; in Bern und Basel wurden ihm einige Zeitungsredactionen übertragen. Allein die Selbständigkeit seines Geistes vertrug sich nicht mit den blinden Parteianforderungen, welche an ihn gerichtet wurden; auch hielt er, wie wir schon wissen, von der bloßen literarischen Thätigkeit nur wenig und konnte keine Befriedigung darin finden. Das bekannte „Portfolio,“ an dem er lebhaften Antheil nahm, sowie einige Brochüren ähnlichen Inhalts sind für die Zeitgeschichte von höchster Wichtigkeit und werden sein Andenken noch lange überleben. Doch überschätzte Kombst ihre Bedeutung niemals, noch täuschte er sich darüber, daß diese Art der Schriftstellerei doch immer nur zu jenen Diensten gehört, die man sich gefallen läßt, ohne darum den Diener selbst zu achten.

Inzwischen ließ der Haß der Regierungen ihm keine Ruhe. Aus der Schweiz vertrieben, mußte er nach Frankreich flüchten; aber auch hier durfte er nicht rasten, bis ihm endlich die gastfreundliche Küste Englands eine Zuflucht bot. Für kurze Zeit gewann es hier den Anschein, als ob das Schicksal sich mit ihm versöhnen wollte. Er ließ sich in Edinburg als Lehrer der deutschen Sprache nieder; seine Kenntnisse, verbunden mit seinem gesetzten und würdigen Wesen, verschafften ihm einen kleinen Kreis theil-

nehmender Freunde; sein Horizont schien sich aufzuhellen.

Allein schon war ein schweres Gewitter im Anzuge, das schwerste, das ihn überhaupt noch treffen konnte. Von einem tiefen Gefühl für häusliches Glück und häusliche Ordnung getrieben, hatte er sich noch während des Aufenthalts in Paris mit einer jungen Dame vermählt, einer Deutschen, welche nach Paris gekommen war, um sich in der Musik auszubilden. Mit unzulänglichen Mitteln versehen und ohne Kenntniß des Pariser Lebens, war sie bald in die tiefste Armuth gerathen; wenige Tage, bevor Kombst sie kennen lernte, hatte Helene (unter diesem Namen wird sie in den „Erinnerungen" aufgeführt) sich ihr schönes Haar abschneiden müssen, um mit den paar Francs, die sie dafür löste, ihr Leben zu fristen. Dennoch wurde die Ehe mit gutem Muthe angetreten; beide hatten die Bitterkeit des Lebens erfahren und verlangten nur noch wenig von der Zukunft.

Aber vergebens, die Dämonen, die Kombst's Haupt umschwebten, ergriffen auch sein Weib. Nach Jahren voll vergeblicher Liebe und verlorenem guten Willen wurde Helene wahnsinnig; keine Kunst des Arztes, keine noch so zärtliche Pflege des Gatten vermochte ihr zerrüttetes Gehirn wieder herzustellen. Die Scenen, welche Kombst aus dieser Epoche eigentlich mehr andeutet als schildert, gehören zu

dem Furchtbarsten, was je eine Feder geschrieben hat; es sind Scenen darunter, so entsetzlich und dabei so großartig, wie kein Dichter sie jemals erfunden hat.

Auch dieses Unglück ertrug Kombst mit männlichem Muthe; er mochte wohl fühlen, daß der Fluch auf seinem Haupte nicht ganz unverschuldet war. Daneben hatte die genauere Kenntniß des englischen Lebens auch seine politischen Ansichten wesentlich geläutert und gereinigt. Das rein Idealistische und Subjektive, sagt er von sich selbst, indem er seinen Aufenthalt in Großbritannien und den Einfluß desselben auf seine geistige Entwickelung bespricht, sei er in Großbritannien ganz los geworden. Er habe mehr und mehr gelernt, daß es auch eine „Diagonale geistiger Kräfte", ja von widerstrebenden Umständen gebe und daß es weiser sei, soviel zu nehmen als unter Umständen sich erwerben oder erringen lasse, als das Erreichbare von der Hand zu weisen, weil es nicht das Höchste und Beste und vor Allem nicht das sei, was wir im Sinne hätten. Toleranter, fährt er fort, sei er ebenfalls geworden, und nicht Unmögliches nach abstractem Maßstabe verlangend; kein Zelot mehr, noch gewöhnlicher Enthusiast, noch den Apostel unaufgefordert machend; aber voll Wärme für alles Gute und Edle und unerschrockner Kämpfer und Vertheidiger, „wo es wirklich gilt."

Ach, als es auch bei uns endlich dahin gekommen war, daß es „wirklich galt", da war Kombst schon nicht mehr unter den Lebenden. Auf der Ueberfahrt von Schottland nach Norwegen, im Herbst 1846, verschwand er von dem Schiffe, mitten in der Fahrt, ohne daß weder der Kapitain des Fahrzeugs, noch die Matrosen, noch irgend sonst jemand die mindeste Auskunft über sein Verbleiben geben konnten. Er muß über Bord gestürzt und ertrunken sein, ohne Zweifel: doch hat Niemand den unglücklichen Sturz gesehen oder gehört, noch weiß man die Stätte im Ocean, die ihn verbirgt.

Noch kurz zuvor hatte er die folgenden Worte geschrieben; sie bilden den Schlußstein seiner „Erinnerungen" und sind überhaupt die letzten, welche die Freunde in der Heimath von ihm vernommen haben:

„Das Höchste, was ich nun noch wünschen könnte, wäre, daß mir Gelegenheit gegeben würde, meinen Geist auch in Thaten auszuprägen, die für alle Betheiligten förderlich und ersprießlich und meinem eigenen Bewußtsein genugthuend wären. Dieses aber (setzt er sogleich in großartiger Ergebung hinzu) ist vielleicht mehr als ein Mensch wünschen darf, dem schon so Vieles und Unverhofftes gewährt worden und der vollkommen zufrieden ist, sein Leben in bescheidener Dunkelheit zu Ende zu führen, stets im Bewußtsein seiner Mannes- und Menschenwürde."

Die Gelegenheit kam: aber nicht mehr für ihn. Es ist eine interessante Frage, deren, so müßig sie ist, die Freunde und Verehrer des Dahingeschiedenen sich dennoch nicht erwehren können: nämlich welche Partei Kombst, falls er den Umschwung des Jahres Achtundvierzig noch erlebt hätte, ergriffen und welche Rolle er in unserer damaligen Bewegung gespielt haben würde. Es hält schwer, bei Beantwortung dieser Frage, in soweit eine Antwort überhaupt darauf möglich ist, bei den wirklich vorhandenen Daten getreulich stehen zu bleiben und nicht unwillkürlich unsre eigene persönliche Ansicht unterzulegen. Daß Kombst, wie so viele damals von den alten Freiheitsmännern, da endlich aus der Wolke, die sie so lange umarmt, die Göttin selbst herniederzusteigen schien, Kehrt gemacht und sich hinter den Rock der Gewalt geflüchtet hätte vor dem unerwarteten, dem riesenhaften Bilde der Freiheit — das glauben wir von Kombst nicht; das konnte wohl deutschen Professoren und Kammerrednern geschehen, aber nicht einem Manne, der gleich ihm geschaukelt war und so zu sagen seefest gemacht von der Fluth des Lebens.

Aber eben sowenig halten wir es für möglich, daß er sich zu jener äußersten Linken gesellt haben würde, die das Revolutioniren als ein Handwerk betrieb oder vielleicht auch als eine Belustigung, ja die das Volk nicht gründlicher glaubte befreien zu können, als indem sie es zugleich von seiner Geschichte, seiner Sitte, seinem Vaterland, mit einem Wort von Allem zu befreien suchte, was das Dasein eines Volkes erst groß und fruchtbar und weltgeschichtlich macht. Kombst, wenn wir sein Wesen irgend richtig verstanden

haben, würde weder dieser noch jener, er würde einer dritten künftigen Partei angehört haben, einer Partei, die damals noch zu schwach war, sich zu behaupten, die aber darum nicht minder berechtigt ist, mag sie für den Augenblick auch von beiden Seiten verfolgt und abgeleugnet werden: der Partei, meine ich, jener gesetzlichen Freiheit, freien Gesetzlichkeit, nach deren Spur wir uns jetzt vergeblich umsehen und zu der vielleicht erst nach Jahrzehnten oder noch wahrscheinlicher nach Jahrhunderten von den Resten, die von der deutschen Nation dann etwa noch übrig sind, wenig vereinzelte Trümmer sich zusammenfinden werden!

Und so ist Kombst dem Vaterlande zweimal verloren gegangen: das erste Mal, da bureaukratische Beschränktheit und eigener Jugendübermuth ihn über das Maß hinaustrieben, das er selbst in seinen reiferen Jahren so heilig hielt — und das andere Mal, da der Tod ihn zur unzeitigen Stunde auf geheimnißvolle Weise entführte. Wir haben in Deutschland der Männer nicht viele, in denen der Keim des edelsten und reinsten Bürgerthums so tief wurzelte wie in ihm —

„. . . . Patroklus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück.“

Gustav Julius.

haben, würde weder dieser noch jener, er würde einer dritten künftigen Partei angehört haben, einer Partei, die damals noch zu schwach war, sich zu behaupten, die aber darum nicht minder berechtigt ist, mag sie für den Augenblick auch von beiden Seiten verfolgt und abgeleugnet werden: der Partei, meine ich, jener gesetzlichen Freiheit, freien Gesetzlichkeit, nach deren Spur wir uns jetzt vergeblich umsehen und zu der vielleicht erst nach Jahrzehnten oder noch wahrscheinlicher nach Jahrhunderten von den Aschen, die von der deutschen Nation dann etwa noch übrig sind, wenig vereinzelte Trümmer sich zusammenfinden werden.

So ist Kombst dem Vaterlande zweimal verloren gegangen: das erste Mal, da bureaukratische Beschränktheit und eigener Jugendübermuth ihn über das Maß hinaustrieben, das er selbst in seinen reiferen Jahren so hoch hielt — und das andere Mal, da der Tod ihn zur ungelegenen Stunde auf geheimnißvolle Weise entführte. Wir haben in Deutschland der Männer nicht viele, in denen der Keim des edelsten und reinsten Bürgerthums so tief wurzelte wie in ihm —

„Patroklus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück.“

Es war im Sommer 1851; seit Monaten waren wir gewohnt in den Zeitungscorrespondenzen aus London kaum noch von etwas Anderem zu lesen, als immer nur von den Wundern des Krystallpalastes, von dem Glanz und Reichthum, der sich daselbst zusammendrängte, von der ganzen überschwänglichen Lebensfülle, die gerade in jenem Sommer mächtiger denn je die Hauptstadt der europäischen Welt durchfluthete.

Da konnte die Mehrzahl der Leser denn freilich leicht hinwegsehen über eine Notiz, die eines Morgens mitten zwischen diesen prunkenden Berichten stand und durch welche die Phantasie weit abgeführt ward aus dieser Fülle von Glanz und Pracht und Leben an ein stilles, schmuckloses Grab, das Grab eines Verbannten, der in Zorn und Haß von seinem Vaterlande geschieden war, und der gleichwohl, trotz aller Schuld und alles Irrthums, in welche er verfallen, durch die Beharrlichkeit seines Strebens, sowie durch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Privatcharakters wenigstens soviel verdient hat, daß die deutsche

Literatur, für die er selbst mit nicht gemeinem Talente bis an das Ende seines Lebens thätig war, selbst da noch, als er für alles Uebrige die Theilnahme längst verloren zu haben schien, ihm ein Blatt der Erinnerung, ein Wort der Versöhnung widmet.

Es war, nach der Schilderung der Zeitungen, ein trüber Regenmorgen, als Gustav Julius von den deutschen Flüchtlingen in London begraben ward; der Geistliche, der seinen Spruch über dem Sarge ablas, wurde durch das Unwetter genöthigt, dabei in eine Art von Schilderhaus zu treten, das sich in der Nähe befand — Symbol des Lebens, das hier zu so frühem, so resultatlosem Schluß gelangen sollte! Trüb und regnerisch, wie der Morgen seiner Bestattung, war auch das Leben unseres flüchtigen Landsmannes gewesen; auch er, der ursprüngliche Theolog, war von den Unbilden des Schicksals in eine ihm fremde kriegerische Position gedrängt worden, in welcher sein Zuruf fast ungehört, unbeachtet verhallte. — Man hätte erwarten sollen, daß aus der Mitte derjenigen, welche sich selbst, so lange er lebte, als Julius' nächste Freunde und Genossen zu verkündigen liebten, eine Stimme zu seinem Andenken, ja mehr noch, zu seiner Rechtfertigung, wenigstens zu seiner Entschuldigung, sich erheben würde. Allein auch diese Stimme blieb aus; selbst der kriegerische Gruß,

den die Kameraden sonst über das Grab des geschiedenen Freundes zu entsenden pflegen, selbst dies arme Wölkchen Rauch, das sonst, Symbol der Vergänglichkeit, der entflohenen Seele nachzuflattern scheint, blieb ihm versagt — ein charakteristisches Anzeichen, wie es mit der Partei selbst, welcher Julius angehörte, bestellt ist und was von ihrem Eifer und ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit zu halten. Aber freilich, wem sogar die Lebendigen nichts sind, als bloße Steine im Rechenbrett, was soll der sich viel um die Todten bekümmern?! Der äußerste Absolutismus und der äußerste Radicalismus sehen sich, wie in vielen andern Stücken, auch darin gleich, daß sie das Individuum für nichts achten und jeden Augenblick bereit sind ganze Reihen von Existenz aufzuopfern, einerlei, wenn nur ihr System dadurch zum Siege kommt oder beim Siege erhalten wird.

Und doch bedarf Julius einer solchen rechtfertigenden und versöhnenden Nachrede recht sehr, selbst auch bei seinen eigenen Parteigenossen. So rein sein Andenken in persönlicher Hinsicht ist und so unzweifelhaft die Zuverlässigkeit und Treue seines Charakters allen denjenigen sein muß, die ihm irgend im Privatverkehr einmal näher getreten, so war doch sein öffentliches Leben so wundersam gemischt, es fielen aus dem düstern, sturmbewölkten Horizont, der sich über ihm und uns Allen

wölbte, so viel trübe, zweideutige Schatten darauf, daß selbst seine Parteigenossen oftmals geneigt waren den Stab über ihn zu brechen. Ja dem größern Publikum war er beinahe nur durch diese raschen, überraschen Wandlungen seines öffentlichen Charakters bekannt gewesen; es vergaß ihn, seitdem dergleichen aufgehört hatte, etwas Seltenes oder Auffälliges bei uns zu sein. —

Wenn wir nun hier an die leergebliebene Stelle treten, nicht um das Andenken des Dahingeschiedenen zu feiern, nicht einmal um es zu rechtfertigen, nein, nur um seine Erscheinung zu erklären, so fühlen wir uns dazu gedrängt theils durch die Erinnerung an die persönliche Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit, welche Julius inne wohnte und die wohl um so mehr Anspruch hat auf ein öffentliches Anerkenntniß, gerade jetzt nach seinem Tode, je häufiger sie an dem Lebenden verkannt ward, theils und hauptsächlich aber drängt uns dazu die Pflicht der Gerechtigkeit — der Gerechtigkeit, die es nicht zugeben mag, daß eine Persönlichkeit blos deshalb verdammt und verworfen wird, weil der allgemeine Irrthum der Zeit, die allgemeine schmerzliche Krankheit, an der wir Alle leiden, ja die wir Alle einander mittheilen, an ihm etwa sichtbarer geworden ist als an den Uebrigen. Lehrt uns doch eine eindringendere Geschichtsbetrachtung auch unsere sogenannten großen Männer nur als die Pro-

ducte ihrer Zeit, ihre Talente, ihre Tugenden, ihre großen geschichtlichen Thaten nur als die Talente, die Tugenden, die Thaten ihrer ganzen Epoche begreifen, die in ihnen gleichsam culminirt, durch sie, an ihnen zur Offenbarung kommt. Es scheint uns nicht mehr als billig, daß derselbe Maßstab auch an die Verirrungen und Fehlgriffe der Einzelnen gelegt werde, namentlich soweit dieselben das öffentliche Leben betreffen. Möge dem Glücklichen, in dem die Vorzüge eines Zeitalters sich offenbaren, dieses sein Glück als Ruhm gerechnet werden! Aber den Stein werfen auf den Unglücklichen, in dessen Verkrüppelungen und offnen Wunden die geheimen Schäden des ganzen Geschlechts zu Tage kommen, zwar in dem großen Manne den Heroen bewundern, nicht aber das Opfer bemitleiden in dem kleinen, verunglückten, verkümmerten — nein, das scheint uns weder verständig, noch gerecht, noch mit der höheren geschichtlichen Wahrheit vereinbar. In der Hitze des Kampfes, wo der Irrthum der Zeit, unser eigener Irrthum, uns in Fleisch und Bein verkörpert gegenübersteht, da mag es erlaubt sein, sich dieser höheren Wahrheit zu entschlagen; — im Kampfe hat man eben keine Zeit zur Unparteilichkeit, noch ist das Schlachtfeld der Ort sie zu üben. Um so dringender dagegen wird diese Pflicht da, wo aller Kampf aufgehört hat und aller Widerstand —

an der Schwelle des Grabes, in das wir auch den Gegner nicht ohne Zoll der Rührung versenken sollen. —

Auch darf Julius' Leben, so unscheinbar und ereignißlos es ist, doch in vieler Hinsicht als typisch gelten für einen großen Theil des heutigen Geschlechts, und zwar gerade den strebsamsten, den talentvollsten Theil; so ärmlich dieser Rahmen, so fleckig dies Glas — das Bild, das uns daraus ansieht, spiegelt in seinen herben, verkümmerten Zügen uns nur ein Siechthum wieder, an welchem der gesammte Leib unserer Zeit krankt und das gewissermaßen zu den Entwickelungskrankheiten derselben gehört, jenen Krankheiten, die sehr lästig, zum Theil sehr gefährlich sind und die doch Niemand erlassen werden, sogar nicht einmal erlassen werden dürfen ohne Gefahr für die spätere Gesundheit und Kräftigkeit des Organismus. Die nachfolgende einfache Erzählung seines Lebens wird diesen Satz, wie wir hoffen, erläutern und bestätigen.

Gustav Julius wurde ums Jahr funfzehn in Berlin aus einer ursprünglich jüdischen Familie geboren, die jedoch, wenn wir recht unterrichtet sind, bald nach seiner Geburt oder wenigstens noch während seiner Knabenjahre zum Christenthum übertrat.

Welche Umstände den heranwachsenden Jüngling veranlaßt, sich dem Studium der Theologie zu widmen, ist uns nicht bekannt. Aber jedenfalls war mit dieser Wahl der Würfel über Julius' künftiges Schicksal geworfen. Es ist natürlich hier nicht der Ort, des Näheren auf den Einfluß einzugehen, welchen die moderne Theologie, wie sie sich in den letzten zwanzig, dreißig Jahren bei uns gestaltet, auf unser nationales Leben überhaupt, namentlich aber auf die studirende Jugend ausgeübt hat. Nur im Allgemeinen mag hier das Bekenntniß stehen, daß wir unsererseits an eine (auch nur wissenschaftliche) Erneuerung der Theologie nicht zu glauben vermögen, so lange nicht das kirchliche Gemeindeleben selbst auf andere, naturgemäßere, und darum dauerhaftere, lebenskräftigere Säulen gestellt ist. Nur die Politik, dies A und O unserer Tage, hält auch hier die Schlüssel zu lösen und zu binden; ohne Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinde auch keine Selbständigkeit des religiösen Lebens, keine Freiheit und Fruchtbarkeit der theologischen Forschung. Alles, was zu diesem Zweck von der Theologie gethan und versucht wird, scheint uns von geringer Erheblichkeit; die Theologie bemüht sich vergebens, den Brunnen auszuschöpfen, sie kann das Wasser nur immer trüber machen, ihr Senkblei reicht nicht so weit; nicht der Theolog, sondern lediglich der Politiker ist berufen,

den Stein von der Thür der neuen Zeit zu wälzen. —

Und überdies würde die neue Theologie, welche sich alsdann entwickeln wird, vermuthlich nichts Geringeres sein, als die Auflösung der Theologie überhaupt.

Es ist jammervoll zu denken, wie viel frische Kräfte sich inzwischen an der unlösbaren, unmöglichen Aufgabe vergeblich abmühen und welch ungeheures Kapital von Talent, Fleiß, Kenntniß, von Jugendmuth und Lust und Frische der Nation alljährlich darüber verloren geht. Die Klage ist alt und fast trivial geworden: aber bei jedem noch so flüchtigen Blick in die Hörsäle unserer Universitäten, in die engen, dumpfigen Stübchen unserer Candidaten, die ärmlichen, öden, ach in der Regel auch so geistesöden Studirzimmer unserer Geistlichen drängt sie sich aufs Neue auf —

„Opfer fallen hier,
Zwar nicht Lamm und Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!"

Gemeiniglich denkt man dabei nur an diejenigen, deren Geist zu schwach ist, die Wucht des Gedankens zu ertragen und die daher, ad servitium parati, nicht schnell, nicht blind genug in das Joch des Pietismus rennen können. Aber die Gefahren der Skepsis sind für die Mehrzahl unserer angehenden Theologen nicht

minder groß. Ja man darf behaupten, daß an den Kopfhängern im Ganzen genommen weit weniger verloren geht, als an denen, die sich in die Irrgänge theologischen Zweifels wagen — und doch nur selten ganz unbeschädigt herauskommen. Man erzählt von Leuten, die sich aus irgend einer ungeheuren, entsetzenvollen Gefahr zwar glücklich gerettet haben: aber so mächtig ist der grausige Eindruck in ihnen geblieben, daß sie ihrer Rettung niemals froh werden: sondern mit verstörten Zügen, bleich, angstvoll umherwankend, gejagt gleichsam von den Gespenstern ihrer Furcht, welken sie einem frühzeitigen, armseligen Ende rettungslos entgegen. — Auch der Minotaurus der modernen Theologie scheint eine derartige dämonische Kraft zu besitzen; es muß etwas Verglasendes in seinen Augen, etwas Versengendes in seinem Athem liegen, das selbst dem, der sich ihm entrungen hat, heimlich am Marke zehrt und die Freudigkeit und Frische seines Geistes verdirbt. — Es wäre leicht, sehr berühmte Beispiele hierfür anzuführen; wir begnügen uns auf jene Gruppe junger Berliner Theologen hinzuweisen, welche sich selbst rühmen, die Theologie vernichtet zu haben, und denen doch auf jeden Schritt und Tritt, den sie thun, der Theolog, der abstracte, dogmenselige, die Wirklichkeit der Welt und des Lebens negirende Theolog, allemal richtig in den Nacken schlägt! Ob man

von der Welt abstrahirt aus Religiosität oder aus Irreligiosität, das Resultat bleibt so ziemlich dasselbe; ob Fanatismus von rechts oder links Einem das Blut in die Augen treibt, daß man nicht mehr um sich sehen kann und nur noch mit den Gespenstern seiner Einbildung ficht, der Unterschied scheint uns so erheblich nicht; Götzendienst bleibt Götzendienst und einem Götzen die Wahrheit seiner Empfindungen, die freie, naturgemäße Bewegung des Herzens, den Sinn für das Wahre, Schöne, Sittliche zum Opfer bringen, ist etwas Klägliches, gleichviel ob dieser Götze auf den symbolischen Büchern thront oder auf den Offenbarungen der Charlottenburger „Kritik". —

Auch Julius glaubte in späteren Jahren die Theologie, die er seitdem selbst mit so viel Erbitterung bekämpft hatte, unermeßlich weit hinter sich geworfen zu haben. Und doch ist die Wahrheit, daß er sie im Gegentheil in sich selbst niemals völlig überwunden hat, gerade so wenig wie etwa Arnold Ruge die sentimentale Romantik und die Burschenschafterei, die er doch nie müde ward, zu Tode zu hetzen. Wer den Schlüssel zu Julius' ganzem späteren Auftreten finden will, der kann auf die theologischen Studien, denen unser Freund sich anfänglich widmete und in denen er seine eigentlichen Lehrjahre durchmachte, gar nicht Gewicht genug legen; von hier

und nur von hier aus ist der Hauptirrthum seines Lebens zu erklären, jener Fanatismus der Abstraction nämlich, jene Lust am Darüberhinaussein, jener Nihilismus, mit einem Worte, der ihm mit den übrigen Anhängern der Bauer'schen Richtung gemeinsam war und der ja auch bei Bauer selbst, so sehr derselbe sich natürlich bei dieser Zumuthung entsetzen würde, echt theologischer Herkunft ist. — Nachdem diese jungen Männer einmal die Inhaltlosigkeit der modernen Theologie erkannt hatten, dieser Theologie, die sie anfangs mit soviel Eifer, theils zustimmend, theils bekämpfend, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht und vor der sie nun plötzlich standen wie Don Quixote vor den Windmühlen: so gelangten sie in naheliegender Folgerung weiterhin dazu, überhaupt jeden Inhalt und jede Wesenheit zu negiren. Zu Sophisten erzogen in der Schule unserer modernen Theologie und namentlich in dem vergeblichen Kampf mit ihr, hatten sie die Sophistik selbst lieb gewonnen; in diesen abstracten Evolutionen des theologischen Begriffs, wie in einer Art geistiger Equilibristik, fanden sie das ausschließliche und letzte Behagen ihres übrigens so völlig verödeten, von allem Inhalt, aller Begeisterung, allem Glauben so ganz verlassenen Lebens. Sie verwechselten die Theologie mit der Religion, und nicht blos mit einer bestimmten, systematisirten, sondern auch mit der Religion überhaupt:

das heißt mit dem sittlichen Glauben, der unbedingten, enthusiastischen Hingabe an ein für wahr erkanntes Princip. Von jener mochten sie sich frei machen, sie mochten sie bekämpfen, immerhin: aber daß sie auch diese andere eigentliche Religion, die Religion des Herzens, des Idealismus und der daraus hervorgehenden begeisterten, männlichen That — daß sie auch diese als alte verlegene Waare in die Rumpelkammer der Tradition warfen, das war ihr schlimmstes, ihr unsühnbares Unrecht, nicht blos gegen das Vaterland, das von ihren zum Theil glänzenden Talenten wohl bessere Früchte erwarten durfte, sondern namentlich auch gegen sich selbst. Denn sie selbst sind darüber alt, welk und überflüssig geworden vor der Zeit.

Aber freilich war ja die ganze Zeit, in der sie emporwuchsen, ebenfalls eine irreligiöse im höheren, menschlichen Sinne: nämlich eine begeisterungslose, nüchterne, prosaische Zeit, eine Zeit, wo das Recht des Herzens, das unveräußerliche, als sentimentale Grille verspottet ward und wo der höchste Enthusiasmus, den man verstattete, ein Enthusiasmus des Denkens war; darf es uns Wunder nehmen, wenn auf solchem Boden solche Früchte reiften? —

Auch Julius hatte bereits als Candidat fast in allen Kirchen der Hauptstadt gepredigt, als er sich endlich seines unheilbaren Bruches mit der Theologie bewußt

ward. Er machte einen Versuch sich in die Aesthetik zu retten. Aber da Julius wohl Schärfe des Geistes, Behendigkeit des Urtheils und Fleiß und Ausdauer und Kenntniß besaß, aber nicht den leisesten Schwung der Phantasie, nicht den kleinsten Tropfen künstlerischen Blutes, so konnte dieser Versuch natürlich nur sehr unfruchtbar bleiben. Im Uebrigen steht Julius auch mit diesem Mangel an künstlerischem Sinn und Schwung keineswegs allein; derselbe ist vielmehr ebenfalls ein allgemeines Merkmal jener ganzen Generation. Es ist etwas Mönchisches in ihr, so weltlich sie sich stellt; nicht blos das Herz, auch die Sinne, die empfänglichen, lebensfrischen Sinne, sind ihr vertrocknet. Schönheit!? Ei ja doch, es ist eine Illusion, eine romantische Reminiscenz, nichts weiter, Kunst und Poesie aber sind anonyme, halb theologische Dinge, die sich der vernünftigen kritischen Berechnung entziehen, daher wohl gut als Spielzeug für Kinder, aber keine Beschäftigung für Männer, kein Object für denkende, kritische Köpfe. Sonst hat, besonders in Deutschland, jede bedeutendere wissenschaftliche Richtung regelmäßig auch ihre Poeten; nur die neueste berliner Kritik macht eine höchst bemerkenswerthe Ausnahme davon. Wo in diesem Kreise ja noch poetische Talente aufgetaucht sind, da haben sie sich allemal aufs Schleunigste von ihm losgemacht; ja sie

haben ihre poetische Thätigkeit in der Regel damit eröffnet, ihre ehemalige Genossenschaft selbst zu bekämpfen.

Und wie hätte das auch anders sein können? In der kalten schneeigen Atmosphäre der absoluten Kritik gedeihen keine Singvögel mehr; der Poet — nun ja, er ist ein Romantiker von Haus aus, er braucht etwas Festes, Positives, woran er sein Herz hängt, er muß die Welt lieben, so toll, so närrisch wie sie ist, während es umgekehrt den Triumph der „Kritik" bildet, alles Vorhandene aufzulösen und die absolute Nichtigkeit aller menschlichen und göttlichen Dinge zu erweisen. Der Anstand erlaubt es nicht, hier die drastische Ausdrucksweise zu wiederholen, in welcher das Haupt dieser Schule selbst (wenn man nämlich von einer Schule sprechen darf, wo Jeder den Haselstock führt und regelmäßig Einer dem Andern bei den Ohren nimmt) dieses sein Dogma von der Vanitas Vanitatum Vanitas zu formuliren liebt. Doch giebt es ja Punkte, in denen ganz unversehens die allergrößten Geister mit den allertrivialsten zusammentreffen — und dieser gehört dazu.

Aber kehren wir zu Julius zurück. Durch die Theilnahme verschiedener hochgestellter Gönner, besonders aber durch Unterstützung der Berliner Akademie, die seinen Scharfsinn und seinen Fleiß respectirte, war es ihm gelungen, sich ein Reisestipendium für Italien zu ver-

schaffen, um daselbst Studien zur Kunstgeschichte zu machen. Doch ist von den Ergebnissen dieser Studien, so viel wir wissen, nie etwas öffentlich bekannt geworden. Auch scheint Julius seinen Irrthum in Kurzem selbst eingesehen zu haben, indem er bald nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahre vierzig die Kunst mit der Politik, die Aesthetik mit der Staatswissenschaft vertauschte.

Im Hinblick auf Julius' spätere Entwickelung, liegt es nun sehr nahe, Alles, was er jemals unternommen, der äußeren Berechnung, der Erwägung des persönlichen Vortheils zuzuschreiben. Dennoch, glauben wir, würde man ihm sehr Unrecht thun, wenn man auch in diesem seinem allerdings ziemlich raschen und unvermittelten Uebergange zur Politik lediglich eine Speculation auf das Zeitgemäße (es war, wie gesagt, um das Jahr vierzig) erblicken wollte. Viel richtiger, dünkt uns, sehen wir darin einen instinctmäßigen Trieb seiner Natur, sich mit einem werthvollen positiven Inhalt zu erfüllen; er wollte um jeden Preis die Abstraction los sein, die ihn selbst innerlich beängstigte, indem er sie übte. Darum stürzte er sich aus Theologie und Kunstgeschichte kopfüber in die Praxis des Staats, nämlich soweit das einem deutschen Gelehrten zu jener Zeit möglich — das heißt, er wurde Zeitungsschreiber. Der Uebelstand dabei

war auch nur hier wieder, daß er selbst bereits zu ausgehöhlt war vom falschen theologisirenden Radicalismus, zu angefressen bereits von dem ätzenden Gift der abstracten Negation, als daß er noch irgend einen positiven, geschichtlichen Inhalt wirklich und auf die Dauer hätte annehmen können. Auch die Politik verflüchtigte sich für Julius (und bekanntlich nicht für Julius allein) zu einer Reihe abstracter Lehrsätze, die um nichts weniger doctrinär, um nichts weniger unfruchtbar waren, weil sie dem allervorgeschrittensten Standpunkt angehörten; auch Staatswissenschaft und Geschichte, deren Studium er sich jetzt mit der gewohnten Energie hingab, vermochten nicht mehr sein Herz zu erwärmen, aus dem einfachen Grunde, weil er, der in allen Privatbeziehungen und namentlich im Verhältniß zu seinen Freunden und seiner Familie ein so redliches, theilnehmendes, aufopferungsfähiges Herz zu erkennen gab, es doch ganz offenbar für eine Erniedrigung seiner selbst, eine knabenhafte Thorheit gehalten hätte, dem Publikum gegenüber, sei es in literarischen, sei es in politischen Angelegenheiten, solch ein irrationales, kindisches Ding zu zeigen, wie ein Herz ....

Julius trat mit der Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig in Verbindung und übernahm, an Jahren noch sehr jung, die Redaction der damaligen Leipziger Allgemeinen Zeitung. Bei seiner Anstelligkeit und den vielen

jugendfrischen Kräften, welche er dem Blatte zuführte, brachte er dasselbe mit großer Schnelligkeit in die Höhe. Allein mit noch größerer zog er ihm auch das Verbot in Preußen zu (Ende zweiundvierzig), welches erst durch seinen Rücktritt von der Redaction und den Namenswechsel der Zeitung rückgängig gemacht ward. —

Einem unstäten Literatenleben anheim gefallen, das er jedoch mit einer eigenthümlichen, fast pedantischen Sauberkeit zu umkleiden wußte, betheiligte er sich nun an den verschiedentlichen Unternehmungen, mit welchen Otto Wigand dazumal die Lücke der Halle'schen Jahrbücher, die bekanntlich um dieselbe Zeit ebenfalls der preußischen Regierung zum Opfer gefallen waren, auszufüllen suchte, mehr freilich materiell als geistig; weshalb diese Unternehmungen denn auch sämmtlich ohne Erfolg blieben.

1844 sehen wir Julius ein neues Gebiet literarischer Thätigkeit beschreiten, zu dem, hätte man meinen sollen, seine Vorstudien als Theolog sowohl wie als Publicist ihn ganz besonders befähigten: er fing an seine Geschichte der Jesuiten herauszugeben. Doch ist dieselbe, als Geschichtswerk betrachtet, höchst unerheblich geblieben. Daß die Flüchtigkeit, mit der er, von der Nothdurft des Augenblicks gedrängt, arbeiten mußte, einen Theil der Schuld trägt, versteht sich von selbst; den größern Theil

jedoch trug seine Unfähigkeit, überhaupt positive Dinge als solche aufzufassen und den Thatsachen der Geschichte, ohne Vorurtheil und ohne doctrinäre Ueberhebung, die ihnen gebührende Geltung zuzugestehen. Nur als Moment seiner eigenen geistigen Entwickelung ist die Geschichte der Jesuiten allerdings von Wichtigkeit, nämlich insofern er hier zum erstem Mal Gelegenheit erhielt, an einem größern und allgemein interessanten Gegenstande jene Kritik der absoluten Standpunktlosigkeit, des völlig indifferenten, völlig blasirten Nihilismus zur Anwendung zu bringen, die ihm als einzige Frucht seiner theologischen Studien übrig geblieben war, und die ihn jetzt, auf einen Stoff, wie die Jesuiten angewandt, nicht nur bei den Liberalen, mit denen er bis dahin wenigstens noch äußerlich in gutem Vernehmen gestanden hatte, sondern auch bei allen denjenigen der radicalen Partei, die sich in der Abstraction noch nicht bis zur Bewunderung der Jesuiten emporgeschwungen hatten, in großen und nicht unverdienten Mißcredit brachte. —

Etwa um dieselbe Zeit beendigte er auch die Lebensbeschreibung Sylvester Jordan's, ein ziemlich umfassendes Werk, welches von Trinks begonnen war. Julius setzte es während der Krankheit und nach dem Tode des ursprünglichen Autors nach dessen Plane fort, wiewohl er in der That weder mit diesem Plan, noch mit der

ganzen, in liberalem Geist gehaltenen Auffassung Jordan's einverstanden war. Auch dies ist wiederum höchst charakteristisch für Julius und kann mit vielem Andern als Beweis dienen, wie nahe diese Standpunktlosigkeit, in ihrer absoluten Indifferenz gegen alle und jede positive Bestimmung, auch die Sittlichkeit nicht ausgeschlossen, unter Umständen an die nackte Unwahrheit und Verstellung anstreift und wie leicht selbst edlere Naturen, dergleichen Julius unstreitig eine war, sich davon zu Unwürdigem verleiten lassen können. Der gewöhnlichste Schriftsteller, der nicht zum offenkundigen Handlanger herabgesunken, würde Bedenken tragen, sich an einem Buche zu betheiligen, das seinen Grundsätzen zuwiderläuft, oder seine Feder einer Anschauungsweise zu leihen, die er selbst nicht billigt. Julius theilte diese Bedenken nicht — warum? Ei nun, weil es ja überhaupt nur eine „Schranke" ist, an Grundsätze und Principien zu glauben, weil es ja auf ein thörichtes Buch mehr oder weniger nicht ankommt, weil ja doch, nach dem bekannten Wort des Mephistopheles, Alles, was besteht, nur werth ist, daß es zu Grunde gehe!

Auch die Redaction der Grenzboten führte er damals auf kurze Zeit, während einer Reise Kuranda's. Doch bildete der Bauer'sche Radicalismus, mit welchem er sich unter Anderen in einer größern Besprechung von Karl

Beck's Liedern „vom armen Manne" über die Tageskritik hermachte, zu der sonstigen Haltung dieses Blattes einen wunderlichen und für diejenigen, die nicht mit den nähern Umständen bekannt waren, fast unerklärlichen Contrast.

Doch waren dies Alles zuletzt nur noch literarische Verirrungen. Bedenklicher gestaltete die Sache sich, als Julius im Lauf des Jahres sechsundvierzig auch das industrielle Gebiet betrat und hier in seinen Unterhandlungen mit der preußischen Regierung dieselbe ironische Indifferenz bezeigte, wie in den literarischen Productionen der letzten Jahre. Er, der Radicale, der Terrorist, der sich namentlich noch in seiner Vertheidigung der Leipziger Allgemeinen Zeitung der preußischen Regierung ganz persönlich gegenüber gestellt, hatte sich jetzt, kaum drei Jahre später, von eben dieser Regierung zwei Privilegien zu verschaffen gewußt, die ihm allerdings in materieller Hinsicht die Möglichkeit eines glänzenden Erfolgs darboten, von denen aber schon jedes einzelne für sich betrachtet, vollkommen hinreichend war, ihn bei seinen bisherigen Parteigenossen um den letzten Rest von Achtung und Zutrauen zu bringen. Zu derselben Zeit, da die Regierung im Uebrigen höchst ungehalten auf die Presse war und jede neue Erweiterung derselben mit Argwohn und Unlust betrachtete, erhielt Julius, Gustav Julius, der ehemalige Redacteur

der Leipziger Allgemeinen, nicht nur das Privilegium zu einer in Berlin zu begründenden großen Zeitung, sowie zu einem damit verbundenen großartigen Leseinstitut: sondern es wurde ihm auch auf Verwendung des damaligen Ministers Rother, dessen Gunst er sich durch eine sophistische Vertheidigung der preußischen Seehandlung erworben hatte, zur Herstellung beider Unternehmungen eine Summe von baaren zwanzigtausend Thalern aus Staatsmitteln vorgeschossen!

Und doch war auch das noch keine Bestechung, wie man vielfach geglaubt hat, wenigstens nicht auf Julius' Seite. Die preußische Regierung freilich hatte den doppelten Vortheil dabei, erstlich, einen der bedeutendsten Vertreter des Radicalismus moralisch deplacirt, und zweitens sich einen höchstgewandten Mitkämpfer gewonnen zu haben gegen jenen vulgären Liberalismus, der ihr dazumal mit jedem Tage unbequemer fiel und den sie nicht ingrimmiger hassen und fürchten konnte, als Julius ihn verachtete. Bei Julius selbst dagegen war es nur ein Ausfluß der mehrbesprochenen nihilistischen Richtung; die preußische Regierung war ihm so gleichgültig, wie ihre Gegner, die Liberalen, ihm verächtlich erschienen, die eine ekelte ihn ebenso sehr an wie die andere, er hätte so gern den Untergang jener, wie die Niederlage dieser gesehen — es war die Neutralität der Bla-

sirtheit, des innern, ohnmächtigen Ekels, der sich für nichts mehr zu erwärmen vermag, in Liebe so wenig wie in Haß. Aber die Regierung existirte doch noch wenigstens, sie war doch eine Macht, wenn auch nur eine thatsächliche, äußerliche, sie bot ihm wenigstens die Möglichkeit, sich mit schadenfrohem Behagen an diesen gemüthlichen Schwätzern, diesen Liberalen zu reiben. Und also hielt er sich zu der Regierung . . . .

Und dann kam noch etwas Anderes dazu, das überhaupt bei der Beurtheilung dieses Mannes nie außer Acht gelassen werden darf und wodurch er ebenfalls typisch ist für eine Menge unserer Zeitgenossen, ja wir dürfen auch hier wieder sagen, für unser gesammtes Zeitalter. Nämlich bei einem unablässigen, ruhelosen praktischen Triebe war Julius gleichwohl von äußerstem praktischen Ungeschick. Das sieht aus wie ein Widerspruch, ist es auch: aber nur ein solcher, wie die Natur — oder sagen wir lieber, die Unnatur unserer Verhältnisse? — ihn tagtäglich zusammenschmiedet. Es ist ganz dasselbe Verhältniß, wie wir es auf anderen Gebieten bei jedem Schritt gewahr werden, namentlich auf dem ästhetischen; wer kennt nicht jene innerlichen Poeten, denen bei lebhaftester poetischer Neigung nichts fehlt, um wirklich Poeten zu sein, als nur leider das poetische Talent? Oder jene verunglückten Maler, welche uns die herrlichsten Beschreibungen lie-

fern von dem, was sie malen wollen, und deren Pinsel doch nur immer Schmierereien hervorbringt?

Ganz ebenso hatte auch Julius den praktischen Trieb, aber ihm mangelte das praktische Talent; die industrielle Gewandtheit, die er gleich seinen Stammgenossen schon mit dem väterlichen Blute ererbt hatte, trat bei ihm in Widerspruch mit der träumerischen, unpraktischen Natur des deutschen Gelehrten, des Theologen, des Schriftstellers. Seine Projecte waren, von Seiten der Nutzbarkeit betrachtet, allemal vortrefflich, aber er selbst hatte kein Geschick sie auszuführen; erfinden konnte sein Witz, allein zum Vollbringen war er selbst viel zu sehr von der allgemeinen Hamletsnatur unseres Volkes angesteckt; wie in seinem Aeußern das brennende orientalische Auge mit dem weichgeformten, gutmüthigen Munde und der schlaffen, in sich gebeugten Haltung, so stand auch in seinem Innern der jüdische Witz und das ererbte Raffinement in Widerspruch mit der germanischen Beschaulichkeit und der Passivität einer blos theoretischen, blos gelehrten Natur. Es ist uns, bei dem eminenten Scharfsinn, der Julius auszeichnete und den er mit derselben Schonungslosigkeit wie gegen Andere auch wohl gegen sich selbst anwandte, nicht unwahrscheinlich, daß er selbst sich dieses Widerspruches bewußt gewesen. Aber nur um so leichter mochte er sich den Einflüsterungen und Projecten seines praktischen

Dämon hingeben — wußte er ja doch selbst, wie weit es bei ihm von da noch war bis zur wirklichen That!

Und so kam er denn mit der Zeit allerdings weiter, viel weiter, als er selbst gewollt hatte . . . .

Sei es nun also dieser unlautere Ursprung, der sich an den Unternehmungen selbst rächte, sei es auch das eben besprochene praktische Ungeschick: genug, weder das neue Blatt, noch das Lesecabinet, die beide den gemeinschaftlichen Namen der Zeitungshalle führten, wollten recht in Flor kommen. An äußerlichen Reizmitteln zwar hatte Julius es nicht fehlen lassen, besonders bei dem Lesekabinet. Wer dasselbe in seiner ersten Einrichtung gesehen (denn freilich währte dieser Glanz nicht lange, die reichen Vergoldungen, die mit mehr Verschwendung als Geschmack überall vertheilt waren, auch wohin sie offenbar nicht gehörten, erblindeten, die rothen Sammetbezüge der Polsterstühle wurden fadenscheinig, die großen Spiegel verschwanden einer nach dem andern, und selbst von der langen Reihe von Gemächern, welche anfangs geöffnet war, wurde bald dies, bald jenes Kabinet zu andern Zwecken abgeschlossen), der wird auch zugestehen, daß die Berliner Zeitungshalle das prächtigste Local dieser Art war, welches Deutschland jemals besessen hat; selbst für besondere Damenzimmer, in denen eine Louise Aston und ähnliche Freundinnen des Bauer-

schen Kreises der Politik obliegen mochten, hatte man Sorge getragen. Auch der Reichthum an periodischen Schriften entsprach ebenso sehr dem gesteigerten politischen Interesse, das damals in Berlin herrschte, als auch der Ostentation, mit welcher das ganze Unternehmen von Julius (oder vielleicht auch nur von Julius' Gönnern) eingerichtet ward; er war größer als irgendwo in Deutschland, weder die Hamburger Börsenhalle, noch der juridisch-politische Leseverein in Wien, noch das Leipziger Museum, das damals noch in Blüthe stand, konnten sich in dieser Hinsicht mit der Berliner Zeitungshalle messen. Zur Bedienung hatte Julius, ohne Zweifel auch hier einem Wink von oben folgend, meist ehemalige preußische Unterofficiere angeworben; dieselbe war ungemein zahlreich und von militärischer Promptheit. Julius selbst, von der Zeitungsredaction in Anspruch genommen, wurde in den Lesezimmern nur äußerst selten gesehen. Kam er aber einmal hinein, so bildete seine kleine schmächtige Gestalt, mit den sanften freundlichen Mienen und den unsicheren, fast schüchternen Geberden, einen interessanten Gegensatz zu den martialischen Gestalten seiner Bediensteten, die in unerschütterlichem Ernst, feierliches Amtsbewußtsein in den wohlgenährten Unterofficiersgesichtern, daherschritten. Die Ironie, die in dem ganzen Verhältniß lag, trat Einem in diesem Gegensatz gleichsam leibhaftig entgegen, und hätte

wohl komisch wirken können, — hätte der Gegensatz selbst nicht zugleich auch seine so sehr ernsthafte, so traurige Seite gehabt. —

Im Ganzen wäre nun der Pomp dieser ersten Einrichtung wohl geeignet gewesen, dem Berliner, der bekanntlich sehr zugänglich ist für äußeren Glanz und von nichts so leicht gefaßt wird als von einem gewissen mit Eleganz verbundenen Charlatanismus, aus seinen mit Zeitungen überfüllten Conditoreien hinweg zu locken. Allein es fehlten die Mittel, die Einrichtung auf dem grandiosen Fuß, auf welchem sie begonnen war, zu erhalten. Wie schon angedeutet, gewährte sie in ihrem raschen Verfall bald einen sehr trübseligen Anblick; bevor noch ein Jahr ins Land gelaufen, waren, einzelne neugierige Fremde und ein Dutzend Zeitungscorrespondenten ausgenommen, die speciellen Anhänger der Julius'schen Standpunktlosigkeit beinahe die Einzigen, die noch in diesen ehedem so prächtigen Räumen verkehrten. Für das Berliner Publikum war die Berliner Zeitungshalle bestimmt gewesen; zum Hauptquartier einer sehr vereinzelten, sehr untergeordneten Coterie wurde sie.

Auch die Zeitung selbst wollte auf keinen grünen Zweig kommen; auch hier fehlte es an den Mitteln, namentlich an den erforderlichen Arbeitskräften, das ungeheure Material, welches in der Zeitungsmasse des

Leseinstituts steckte, nach Art eines großartigen Repertoriums regelmäßig zu verarbeiten, wie dies doch wohl ursprünglich im Plan gelegen hatte.

Auch noch Anderes kam dazu, das Publikum zu verstimmen. Das Interesse, welches der Minister Rother an dem Blatte nahm, war bekannt; man hatte geglaubt, daß er dasselbe benutzen würde, die handelspolitischen Principien der damaligen preußischen Regierung zur Geltung zu bringen, so daß das Blatt, wenn nicht in eigentlich politischer, doch wenigstens in nationalökonomischer Hinsicht eine gewisse officielle Bedeutung erhalten würde. Allein auch diese Erwartung täuschte. Die Zeitungshalle begnügte sich, den Liberalismus in bekannter „kritischer" Weise zu persiffliren und sich dadurch dem Absolutismus angenehm zu machen, ohne ihm direct dienstbar zu werden; das Blatt war weder officiell noch liberal, weder politisch noch handelspolitisch — es war blos negativ gegen Alles, was die Zeit übrigens in Bewegung setzte. — Um indeß die Erwartungen, welche beim ersten Erscheinen des Blattes in der That sehr hochgespannt gewesen waren, doch endlich durch irgend etwas zu rechtfertigen, vielleicht auch nur aus einer nahe liegenden und an sich ganz richtigen Speculation für den äußeren Absatz des Blattes, trug Julius Sorge, daß gewisse locale Angelegenheiten, die gleichsam unter den Augen der Redaction vor sich gingen, in

der Zeitungshalle mit großer Ausführlichkeit und größerem stylistischen Geschick besprochen wurden, als es bis dahin noch in den Berliner Zeitungen Mode gewesen war; so namentlich die Sitzungen der Stadtverordneten und der Polenprozeß, der das Berliner Publicum damals so ungemein beschäftigte.

Daneben jedoch wurde über die liberalen Zeitbestrebungen fort und fort in höhnischer Weise protokollarisch Buch geführt, und dadurch das Interesse, welches jene Localberichte erweckten, zum größeren Theil wieder aufgehoben. Denn das Berliner Publikum in seiner Mehrheit war damals in der That liberal; ein neues Blatt, welches beim Publikum Eingang finden wollte, mußte sich nothwendig mit dem Liberalismus in Einvernehmen setzen. Es brauchte sich darum noch nicht blind zu machen gegen seine Schwächen und Einseitigkeiten, es mochte ihn kritisiren, immerhin: aber so mußte diese Kritik wenigstens nicht in dem geringschätzigen, wegwerfenden Tone geschehen, wie es in der Zeitungshalle der Fall war. Auch hätte man sich vor Allem auf dem Liberalismus und seine Interessen erst wirklich einlassen müssen, nicht aber mit zwei oder drei kritischen Machtsprüchen, zwei oder drei philosophisch klingenden Floskeln den ganzen Liberalismus für einen überwundenen, verkommenen Standpunkt erklären, und nun frisch darauf loswirthschaften ins Unfaßbare und Nichtige! —

Der Absatz des Blattes blieb unter diesen Umständen begreiflicherweise sehr gering; er würde noch geringer gewesen sein, namentlich auch von Seiten des handeltreibenden Publikums, hätte nicht Minister Rother noch immer für den Protector des Blattes gegolten und hätte nicht außerdem die milde, conciliante Persönlichkeit des Herausgebers Manchen wieder versöhnt, der sich von der Haltung des Blattes selbst verstimmt und abgestoßen fühlte.

So waren beide Unternehmungen ihrem Untergang bereits ziemlich nahe, als endlich die Märzrevolution in Preußen losbrach. Die außerordentliche Steigerung, welche das politische Interesse seit den Pariser Februarereignissen erfahren, hatte auch den verödeten Räumen der Julius'schen Leseanstalt eine neue Fluth von Besuchern zugeführt. Man weiß ja noch, wenn auch nur aus dunkler, traumhafter Erinnerung, wie es damals überall in ähnlichen Kreisen in Deutschland zuging; Einer riß dem Andern die neuesten Zeitungen aus der Hand, Tische und Stühle wurden erstiegen, um die Neuigkeiten des Tages der ungeduldigen Masse zu verkünden, vom Vorlesen kam es zum Debattiren, vom Debattiren zum Demonstriren, das heißt zum Entwerfen von Adressen, Protesten, Aufrufen ....

Ganz ebenso erging es auch in der Zeitungshalle; aus einer halbverödeten Leseanstalt wurde dieselbe plötz-

lich und ohne Julius persönliches Zuthun, lediglich durch die Umstände, die ja schon Größeres vollbracht haben, zum Feldlager der beginnenden Berliner Bewegung. Hier hielten die gebildeteren Volksführer ihre vorbereitenden Zusammenkünfte, hier wurden die Adressen und Petitionen berathen, mit denen man sodann draußen im Thiergarten, bei den abendlichen Zusammenkünften unter den Zelten, die Massen in Bewegung zu setzen suchte. Daß diese Bewegung noch immer außerordentlich zahm, die Zwecke der Führer, wenigstens soweit sie damit hervorzutreten für gut befanden, noch immer sehr bescheiden waren, brauchen wir nicht erst zu sagen; die herrschende Koterie in der Zeitungshalle war noch immer die Bauer'sche — nun, und daß diese den Barrikaden keine Mitkämpfer liefert, sondern blos Kritiker, welche nachträglich die Achseln zucken über die gutmüthigen Schwachköpfe, welche so unphilosophisch gewesen und so wenig vom wahren Geist der Geschichte verstanden haben, sich auf den Barrikaden zu exponiren, das wissen wir ja zur Genüge. . . .

Gleichwohl war schon diese sehr bescheidene Thätigkeit hinreichend, die Zeitungshalle in den Augen der Behörde zu einem höchst mißliebigen und gefährlichen Local, dem wahren Herd, wie sie glaubte, der hereinbrechenden Revolution zu machen. Aus der Geschichte

des Berliner Märzkampfes ist es bekannt, wie das Gebäude der Zeitungshalle der Gegenstand einer besondern militärischen Expedition wurde; einige von den untern Dienstleuten der Julius'schen Anstalt kamen dabei sogar ums Leben. Schlimm für die armen Dienstleute, aber vortheilhaft für die Anstalt! Denn in den Augen des siegestrunkenen Berliner Publikums war die Zeitungshalle nun auf einmal zum Rang eines höchst merkwürdigen historischen Denkmals gelangt; das Gefecht an der Ecke der Zeitungshalle repräsentirte gleichsam den Bastillensturm im Berliner Revolutionsdrama und Hunderte von Neugierigen strömten in den nächsten Tagen daselbst zusammen, um die Spuren der Kugeln an Thüren und Fenstern, so wie die Blutlachen auf Flur und Treppen zu sehen und in dem Bewußtsein des großen Sieges zu schwelgen, der, wie sie wähnten, auf diesen traurigen Spuren dahergeschritten war.

Aber wenn es nur ebenso leicht gewesen wäre, auch der papiernen Zeitungshalle eine geschichtliche Stellung zu verschaffen! Mit der bisherigen ironischen Indifferenz, das fühlte Julius' Scharfsinn sehr wohl heraus, ging es unter diesen Umständen nicht mehr; so bestimmt auftretenden Thatsachen gegenüber mußte man ebenfalls eine bestimmte, ausgesprochene Stellung einnehmen. Aber nur welche? Sich der siegreichen Partei an-

schließen? Nimmermehr! Was in diesen Märztagen gesiegt hatte, oder was sich wenigstens den Sieg zuschrieb, war ja derselbe bornirte, verkommene Liberalismus, auf den die Zeitungshalle bis dahin so vornehm herabgeblickt hatte; wie hätte sie sich jetzt mit ihm verbinden, wie seinen Sieg nur anerkennen dürfen? Die Zeitungshalle mußte die Ehre, die sie so lange in Anspruch genommen, die Ehre des völligen Darüberhinausseins über Alles, wofür die einfältige Masse sich noch begeisterte, auch jetzt noch zu behaupten suchen; auch jetzt noch mußte sie dem dummen Haufen der Liberalen beweisen, wie unendlich sie ihm überlegen und daß er im Grunde gar keinen Begriff gehabt von dem, wofür er selbst in den Kampf gegangen!

So, in der Verwirrung des Augenblicks, und weil er doch um jeden Preis eine bestimmte Position ergreifen mußte, rückte Julius plötzlich mit seinem allerneuesten Standpunkt hervor, indem er ganz unvorbereitet und ohne irgend eine hervortretende äußerliche Veranlassung den „Bruch des Volks", das auf den Barrikaden gekämpft, das heißt, „des Proletariats" mit der „Bourgeoisie" proclamirte. Es würde uns hier viel zu weit ablenken von unserm Gegenstande, in eine Erörterung, die in diesem Augenblick kaum noch zu führen ist, wollten wir hier untersuchen, in wie weit ein solcher Bruch — oder wenigstens die Möglichkeit, das

dunkle, instinctmäßige Gefühl dieses Bruches — wirklich in der Berliner Märzbewegung gelegen, und in wie weit daher die plötzliche Wendung der Zeitungshalle wirklich im geschichtlichen Rechte war. Auch wie viel davon Julius selbst angehörte, oder wie weit er dabei fremden Einflüssen nachgab, vermögen wir nicht zu bestimmen. Aber das wissen wir gewiß, und das wird Jeder, der Julius nur einigermaßen näher gekannt hat und dabei eines aufrichtigen und unparteiischen Urtheils fähig ist, uns bestätigen, daß für die Freuden der socialen Republik und jene Herrschaft des Proletariats, auf welche die Zeitungshalle von da ab, wenn auch nur ziemlich versteckter Weise, hinarbeitete, Niemand weniger geeignet war, als der zartsinnige, feinfühlende, ja träumerische, und dabei doch so thätige, so bienenfleißige Julius.

Das zeigten auch schon die allernächsten Folgen. Einen Standpunkt hatte der Redacteur der Zeitungshalle nun freilich, aber es war ein schiefer Standpunkt für ihn, mit dem er es Niemand zu Dank machen konnte, nicht einmal denen, die man für seine nächsten und natürlichsten Parteigenossen hätte halten sollen. — Daß die Berliner Bourgeoisie, darunter namentlich der Handelsstand, der das Julius'sche Blatt bis dahin noch am meisten unterstützt hatte, sich über diese unerwartete Wendung desselben aufs Aeußerste entrüstet fühlte, war ganz

in der Ordnung; daß man sich auf der Börse das Wort gab, die Zeitungshalle nicht mehr zu lesen, daß man ihre Abonnenten auf der Straße mit Bitten und Drohungen anfiel, sie aufzugeben, daß endlich bewaffnete Bürger selbst in Julius' Wohnung drangen, um ihm persönlich zu Leibe zu gehen — das Alles war freilich sehr wenig in der Ordnung, aber begreiflich bleibt es für den, der Personen und Verhältnisse jener Zeit gekannt hat, immerhin. Ließ doch sogar eines der hervorragendsten Mitglieder des Bauer'schen Kreises selbst, Herr Ludwig Buhl, derselbe, dem wir den „entnervenden Montesquieu" verdanken, dazumal ein Manifest an die Straßenecken Berlins ankleben, worin er decretirte, daß Berlin für den Bruch der Proletariats mit der Bourgeoisie „noch nicht reif" und daß dieser Bruch von seinem Freunde Julius „zu früh" proclamirt sei!

Und diese Buhl'sche Erklärung stand nicht allein; außer der Bourgeoisie, zog auch der größere Theil der radicalen Partei sich von Julius zurück. Julius that alles Mögliche, sich ihre Freundschaft wieder zu gewinnen. In dem Leichenzug der Märzhelden war er mit einer Fahne zu sehen, welche die Inschrift trug: Die freie Presse. Auch erschien er in jenen Tagen nie anders auf der Straße, als mit einer Muskete bewaffnet, verstörten Aussehens, als müßte jeden Augenblick ein neuer Kampf

entbrennen. Seiner Zeitung aber hatte er das Motto gegeben: Alles für das Volk, Alles durch das Volk! . . .

„Alles vergebens!“ wäre richtiger gewesen. Denn sei es die Erinnerung an die zweideutige Vergangenheit der Zeitungshalle, sei es (und dies Letztere ist uns nach unserer Kenntniß der Persönlichkeiten das Wahrscheinlichere), daß die damaligen Führer des Berliner Radicalismus die angeborne Weichheit und Milde des Julius'schen Charakters durchschauten, sowie die ihm natürliche Ehrenhaftigkeit, die wohl vorübergehend durch äußere Umstände verdunkelt, niemals aber ganz in ihm ausgelöscht werden konnte und die denn freilich zu ihren Absichten nur sehr wenig gepaßt hätte — genug, die von Julius so sehnsüchtig angestrebte Allianz mit den Radicalen wollte in keiner Weise glücken. Vergeblich ließ er in einer der ersten Sitzungen des politischen Clubs denselben förmlich um seinen Beistand für die Zeitungshalle ersuchen; selbst Arnold Ruge, wiewohl von früheren Zeiten her mit Julius befreundet, (er ging damals, beiläufig gesagt, bereits selbst mit dem Plane seiner „Reform“ um) erklärte sich dagegen, wie er denn auch noch im Herbst desselben Jahres in Breslau, wo er sich gleichzeitig mit Julius befand, um für seine „Reform“ zu wirken, denselben aufs Heftigste angegriffen und die Zeitungshalle wegen ihrer dem Absolutismus geleisteten

Dienste mit beliebter Ruge'scher Offenheit als ein „nichtswürdiges" Blatt dargestellt haben soll.

Damit war aber das Schicksal der Zeitungshalle entschieden. Aus eignen Mitteln bestehen konnte sie noch nicht, Julius selbst war ohne alles Vermögen, das von der Regierung dargeliehene Kapital längst verbraucht; die Partei, auf deren Geldbeutel sie sich bisher gestützt hatte, die Partei des alten Regime war nicht mehr, die siegreiche Bourgeoisie verachtete sie, von den „Männern der Zukunft", den Radicalen, wurde sie verachtet — was blieb übrig?!

Zu sterben, weiter nichts. Der Todeskampf war zäh und bitter; schien es doch fast undenkbar, daß die Revolution, die so manches andere, weit unbedeutendere Blatt zu ephemerem Dasein in die Höhe hob, nur für sie so ganz unergiebig bleiben sollte. Aber bekanntlich verstand die Revolution sich selber nicht zu helfen; wie sollte sie es Anderen? Der November mit seinem Belagerungszustand und seinen Ausnahmegesetzen verdrängte die Zeitungshalle nach Neustadt-Eberswalde, wo sie unter der Redaction des Dr. Wolf noch längere Zeit erschien, aber völlig unbeachtet. Ebenso unbeachtet ging sie endlich, entsinnen wir uns recht, im Frühjahr neunundvierzig zu Grabe. Das gleichnamige Leseinstitut war schon früher geschlossen worden. Julius selbst, auf dessen gei-

stige wie körperliche Stimmung alle diese Begebenheiten den unglücklichsten Einfluß geübt hatten und der schon damals nur noch ein gebrochener, ein hinsterbender Mann war, wurde wegen wiederholter Preßvergehen seit Längerem steckbrieflich verfolgt; über die Reste seiner Unternehmungen wurde der Concurs eröffnet. —

Viele Monate hindurch war Julius' Aufenthalt unbekannt, bis er endlich in dem allgemeinen Asyl der europäischen Flüchtlinge, in London, wieder auftauchte. Von eigentlichen politischen Umtrieben hat er sich hier, wenn wir recht unterrichtet sind, möglichst fern gehalten; er war nun einmal, wie seine Berliner Erlebnisse hinlänglich gezeigt hatten, zum öffentlichen Charakter nicht geschaffen, und jedes Bemühen, denselben fortzuspielen, hätte nur neue Niederlagen herbeiführen können, sowohl für ihn selbst, als für die Sache, welcher es gegolten hätte.

Desto glücklicher dagegen entfalteten sich hier in der Einsamkeit seines Flüchtlingslebens alle jene liebenswerthen und vortrefflichen Eigenschaften, welche seinen Privatcharakter so vortheilhaft auszeichneten und die ihn seiner Familie sowie seinen näheren Freunden mit Recht so theuer machten. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete er von London aus an zahlreichen Correspondenzen für verschiedene deutsche Zeitungen, sowie an mehren größeren Werken, von denen namentlich eine Arbeit über

Sir Robert Peel sich fast vollendet in seinem Nachlaß vorgefunden haben soll. Die Herausgabe derselben wurde gleich nach seinem Tode als nah bevorstehend angekündigt, ist jedoch bis jetzt nicht erfolgt und darf nun wohl überhaupt nicht mehr erwartet werden. Ebenso ist es einer Auswahl seiner Correspondenzen ergangen, von der ebenfalls die Rede war. Dieselben waren, wie schon erwähnt, sehr zahlreich und behandelten nicht selten verhältnißmäßig geringfügige Dinge mit ermüdender Genauigkeit; so unter Anderm den Haynau'schen Vorfall, über den er reichlich einige Bände zusammengeschrieben. — Im Ganzen jedoch haben wir wohl keinen Grund, den unterlassenen Abdruck seiner nachgelassenen Schriften und namentlich seiner Correspondenzen zu beklagen, selbst wenn auch eine geschickte und wohlwollende Hand sich gefunden, die das Unbedeutende ausgeschieden und die einzelnen Bruchstücke zu einem harmonischen und leidlich vollständigen Gemälde zusammengefaßt hätte. Denn getreu bis zum letzten Augenblick jenem System der absoluten Abstraction, das sich auch an ihm so verhängnißvoll offenbart hatte, machte er es zur Hauptaufgabe seiner Berichte, die nah bevorstehende unvermeidliche Auflösung des gegenwärtigen englischen Staates zu verkünden. Den offenkundigen Thatsachen gegenüber gewiß ein sehr thörichtes Bemühen; aber auch in dieser Thorheit noch

wie viel Charakteristisches, wie viel ächt Deutsches! Ein armer deutscher Flüchtling, ein verkümmernder Gelehrter, schwindsüchtig, mit dem Tode ringend, mitten in dem Glanz, dem Lärmen, der Lebensfülle der englischen Hauptstadt, überall wohin er blickt, wohin er hört, den riesigen Spuren der englischen Weltherrschaft begegnend — und giebt es doch nicht auf und wird es doch nicht müde, Tag für Tag den Untergang dieser machtvollen, riesenhaften Wirklichkeit zu prophezeien! und wird es nicht müde, von diesen trübseligen Prophezeiungen im Schweiße seines Angesichts sich und seinen zwei Schwestern das kümmerliche Dasein zu fristen — Alles, weil es sein System so verlangt!

Ja wohl, sein System! Und das sei denn der versöhnende Epilog, mit dem wir diese flüchtige Skizze schließen. Denken wir uns Julius mit seinen unleugbar großen Talenten, seinen mannichfachen und gründlichen Kenntnissen, endlich mit der Liebenswürdigkeit und Biederkeit seines Charakters, aber aufgewachsen in der Wesenlosigkeit unserer öffentlichen Zustände, von früh an geschult zum deutschen Gelehrten, mit allen Kräften des Geistes sich abmühend für eine Wissenschaft, die im Grund gar keine Wissenschaft mehr ist und die, wie sie sich auch anstellt, das Leben dennoch nie erreicht, weil sie nicht aus ihm selbst hervorgegangen ist, es nicht selbst in

ihrem eigenen Schooße trägt — denken wir ihn uns statt dessen als Bürger des Landes geboren, das jetzt nur seine Gebeine deckt; denken wir ihn uns hineinversetzt aus der trübseligen Oede des deutschen Gelehrtenlebens, aus der Passivität und Indifferenz unserer öffentlichen Zustände in die compacte Fülle des englischen Lebens; genährt statt mit den philosophischen Abstractionen der deutschen Bildung mit dem derben Fleisch der englischen Zustände; statt abgehetzt, ermüdet, gekauft zuletzt von einer Regierung, die ihn benutzte ohne ihn zu achten und der er diente ohne eine Spur von Hingebung für sie zu empfinden, vielmehr getragen von der starken, stützenden Gemeinschaft eines wahrhaften öffentlichen, wahrhaft volksthümlichen Lebens — o wahrhaftig, auch dieser Fanatiker der Abstraction wäre ein Anderer geworden, auch diesem an sich so edlen Erz wären nicht soviel verderbliche Schlacken beigemischt gewesen!

So tritt hier, wie überall bei uns, zu dem persönlichen Schmerz der noch viel größere über die Elendigkeit unserer vaterländischen Zustände; die Klage, die wir dem so früh, so traurig Hingeschiedenen nachrufen, wird zur Anklage — aber nicht sowohl gegen ihn, als gegen uns selbst kehrt sie sich, die wir auch in den Trümmern dieses einzelnen Daseins nur unsere allgemeine, unentwirrbare Verschuldung zu erkennen haben.

Epos und Drama
in der deutschen Literatur der Gegenwart.

Epos und Drama

in der deutschen Literatur der Gegenwart.

Das Jahr achtundvierzig hat es bekanntlich Niemandem zu Dank gemacht, weder den Constitutionellen, noch den Demokraten, den Gemäßigten so wenig als den Radicalen, ja nicht einmal denjenigen, die doch augenscheinlich den reellsten und dauerhaftesten Vortheil davon gehabt haben, den Reactionären.

Auch unsere Aesthetiker wissen dem armen Jahre nicht Böses genug nachzusagen. Zwar daß sein eherner Fußtritt störend zwischen die Kreise trat, hinter welche unsere Kunst sich so behaglich zurückgezogen hatte, daß die Musen sich flüchteten, ihre Lieder verstummten vor dem drohenden Schlachtlärm, mit welchem das Jahr achtundvierzig dahergebraust kam, dies zur Noth mochten auch unsere Aesthetiker sich gefallen lassen.

Denn unter uns gesagt, sie fingen bereits an sich einigermaßen zu langweilen. Die beste Gesellschaft hört auf die beste zu sein, wenn man sie immer hat. Auch unsere Aesthetiker versicherten wohl noch, wie glücklich sie wären, einer Nation anzugehören von so feinem künstlerischen Geschmack,

von so ausgezeichneter ästhetischer Bildung, wie die deutsche. Aber diese Versicherungen klangen immer kühler, immer förmlicher; sie lächelten ihren Dichtern noch Beifall zu — aber dies Lächeln selbst ward immer mühsamer und sah sich immer mehr wie ein verstecktes Gähnen an.

Wer konnte es ihnen verdenken? Die Luft in diesen abgeschlossenen Kreisen war in der That ein wenig gar zu stickig, die Aussicht ein wenig gar zu beschränkt geworden; es konnte nicht schaden, im Gegentheil, es war eine Wohlthat für die Kunst selbst, wenn sie von dieser Bühne, welche sie bisher nur allzu ausschließlich beherrscht hatte, für einige Zeit zurücktreten, so zu sagen in die Ferien gehen und andern Helden, andern Hanswürsten die Sorge für die Unterhaltung des Publikums überlassen durfte. Auch der reichste Mann, wenn er immer nur ausgiebt, nie einnimmt, muß zuletzt Bankerott werden; wie nun gar erst, wer nicht einmal ein reicher Mann ist?

In diesem Falle befand sich die deutsche Literatur. Sie hatte das Menschenmögliche geleistet, durch eine künstliche generatio aequivoca (und bekanntlich wird diese am leichtesten dargestellt, indem man welke Blätter mit abgestandenem Wasser übergießt) Literatur aus Literatur, Bücher aus Büchern zu produciren. Auf die Dauer indeß konnten diese Künste doch nicht ausreichen; neues Blut mußte in den Körper unserer Literatur ge-

leitet, neuer Samen ausgestreut werden, selbst auf die Gefahr hin, daß wir darüber für einige Zeit der gewohnten Früchte entbehren sollten.

In soweit also kam die Unterbrechung des Jahres achtundvierzig unseren Aesthetikern sogar ganz erwünscht. Sie selbst, so loyaler Natur sie bekanntlich auch sind, hatten doch im Stillen auch schon ihre revolutionären Hoffnungen gehegt und auf den allgemeinen Umsturz, der endlich in jenen Märztagen erfolgte, halb zaghaft, halb schadenfroh speculirt. Die deutsche Literatur leidet an gewissen Gebrechen, welche auch ihre einseitigsten und eifrigsten Bewunderer nicht leugnen können; bei aller Tiefe und Erhabenheit der Ideen, bei aller Glätte und Vollendung der Form, fehlt es ihr doch an der eigentlichen künstlerischen Plastik. Gewiß sind wir entfernt, gering zu denken von der deutschen Literatur; auch würden wir ja damit unserer Nation eine der wenigen Trophäen nehmen, die sie sich erstritten und auf die sie Grund hat stolz zu sein. Aber wenn wir die deutsche Literatur vorurtheilsfrei mit denen der übrigen modernen Nationen vergleichen, so müssen wir zugestehen, daß wir bisher doch nur erst im lyrischen Gedicht den Kranz errungen haben, sowie in gewissen uns eigenthümlichen poetisch-speculativen Werken, also immer erst in der Poesie der Empfindung, der Reflexion, der Innerlichkeit, während der

höhere Preis, die Palme des Epos, der Kranz des Dramas, der deutschen Dichtung bisher noch versagt blieb.

Fassen wir zunächst das epische Gedicht ins Auge. Klopstock's Messias (um uns auf die anerkannten Größen unserer Literatur, unsere eigentlichen Klassiker zu beschränken) ist ohne Frage ein Werk, das zu allen Zeiten mit Achtung genannt und noch von den spätesten Forschern mit Eifer studirt werden wird. Aber es ist doch nur der letzte Abschluß einer gelehrt theologischen Dichtung, deren geschichtliche Nothwendigkeit zwar ebenso unbestritten bleiben soll wie ihr geschichtliches Verdienst, die aber doch auf zu viel conventionellen Voraussetzungen beruht und mit zu viel theologischem Ballast versetzt ist, um in einer Zeit, welche den ausschließlich oder auch nur vorzugsweise theologischen Charakter abgelegt hat, noch das frühere Interesse finden zu können. Auch fehlen dem Klopstock'schen Gedicht die großen menschlichen Leidenschaften und Schicksale, sowie jener nationale Boden, ohne den ein wahrhaftes volksthümliches Epos, ein Epos, das nicht blos in den Bücherrepositorien unserer Liebhaber prangt, sondern wirklich im Bewußtsein des Volkes lebt, schlechthin undenkbar ist; es ist nicht blos zu theologisch, sondern überhaupt zu abstract, zu unsinnlich, um das poetische Bedürfniß der Nation auf die Dauer zu befriedigen. Auch sind gerade seine gelungensten Partien

wiederum mehr lyrischer als epischer Natur und auch sie tragen in ihrer seraphischen Ueberschwänglichkeit zu sehr die Farbe der Zeit, in der sie entstanden, um noch jetzt einen vollständigen und ungestörten Genuß zu bieten.

Aehnliches, wenn auch in anderer Weise, gilt von Wieland, Klopstock's großem Antipoden. Auch er hat in seinen romantischen Dichtungen viel Anmuthiges und Treffliches geleistet; seine Komischen Erzählungen sprühen zum Theil von Witz, die Form gaukelt mit unnachahmbarer Lieblichkeit dahin. Und was den Oberon anbetrifft, so wird das Wort, mit welchem Goethe einst das kaum vollendete Werk willkommen hieß, nämlich daß, so lange Gold Gold, Poesie Poesie bleibt, auch der Oberon als eine Perle der Dichtung anerkannt bleiben werde, sich ohne Zweifel noch bei den fernsten Geschlechtern bestätigen.

Allein so gern wir diese Vorzüge anerkennen und so wenig wir überhaupt die Geringschätzung billigen, mit der auch die heutige Aesthetik, wenigstens in diesem Stück noch die getreue Nachtreterin der Romantiker, Wieland und die Wieland'sche Poesie bei Seite zu schieben pflegt, so darf auf der anderen Seite doch auch nicht verschwiegen werden, daß dies eigenthümliche Gemisch von Reflexion und Frivolität, diese lachende Weisheit, in der Weltmann und Philister sich in Wieland begegnen, endlich diese Abhängigkeit von fremden Mustern,

die bei dem Dichter des Oberon sogar noch viel größer ist und sich viel weiter erstreckt als man im Publikum gewöhnlich meint — es darf, sagen wir, auf der andern Seite auch nicht verschwiegen werden, daß diese charakteristischen Eigenschaften des liebenswürdigen und reichbegabten Dichters nicht blos mit den Grundbedingungen einer wirklichen epischen Weltanschauung in sehr lebhaftem Widerspruche stehen, sondern auch dem veränderten Geschmack der Zeit und ihren Bedürfnissen sagen sie ebenfalls nur noch sehr wenig zu. Auch sind selbst die vorzüglichsten unter den Wieland'schen Dichtungen nicht sowohl epische Gedichte als nur poetische Erzählungen: eine sehr alte und vollkommen berechtigte Gattung, die namentlich im Mittelalter, sei es als altdeutscher Schwank, sei es als französisches Fabliau, sei es als italienisches Rittergedicht, in hohem Grade beliebt war und zahlreiche treffliche Werke hervorgebracht hat, immer aber doch nur eine untergeordnete, eine Zwittergattung bleibt und niemals den Platz des eigentlichen epischen Gedichts ausfüllen kann.

Wenn das aber nicht einmal Wieland vermochte, um wie viel weniger konnten es alsdann seine Schüler und Nachahmer, mochten dieselben nun, wie Alxinger, der Dichter des Bliomberis, das phantastisch-lüsterne Element der Wieland'schen Dichtung fortsetzen und steigern, oder mochten sie, wie Friedrich Müller, der Ver-

fasser des Richard Löwenherz und ähnlicher erzählender Gedichte, umgekehrt das verständig nüchterne, das philiströse Element, sogar bis zur entschiedensten Trockenheit vorwalten lassen.

Auch die romantische Schule, so sehr sie sich übrigens der Wieland'schen Muse überlegen fühlte, hat doch nichts hervorgebracht, was Wieland's erzählende Dichtungen erreicht, geschweige denn übertroffen oder überhaupt näher an das Ziel der epischen Dichtung herangereicht hätte. Wegen ihrer Nebelhaftigkeit und Formlosigkeit war sogar die romantische Schule am allerwenigsten befähigt sich ihre Lorbeeren auf diesem Gebiete zu erwerben; die wenigen Versuche, die sie überhaupt in dieser Hinsicht gemacht hat, wie z. B. Fouqué's Corona oder Ernst Schulze's erzählende Dichtungen, liefern dafür einen sehr deutlichen Beweis. Die nachromantische Literatur aber (die freilich noch immer viel romantischer war als sie selbst eingestand oder ahnte), die jungdeutsche und die kritisch-philosophische Literatur der dreißiger und vierziger Jahre, stellte auch solche Versuche nicht mehr an; durchweg tendenziös, überall nur auf die nächsten und unmittelbarsten praktischen Zwecke gerichtet, hätte sie ja schon den bloßen Vorsatz, ein episches Gedicht zu schreiben, ein Gedicht ohne Reflexion und ohne Tendenz, voll Objectivität und heiterer, klarer

Ruhe, höchst philisterhaft finden müssen, wenn nicht vielleicht sogar höchst reactionär.

Und so blieb diese Lücke unausgefüllt; welche Eroberungen und Fortschritte unsere Literatur sonst auch machte, hier ließ der Stillstand, sogar der Rückschritt sich nicht in Abrede stellen. Auch gaben unsere Aesthetiker selbst sich gar keine Mühe darum; nicht zufrieden, das Verhältniß als thatsächlich anzuerkennen, waren sie auch sofort mit Gründen bei der Hand, die dasselbe nicht blos erklärten, sondern sogar rechtfertigten und vertheidigten. Lücke oder nicht, sagten sie: ein Volk, das nicht handelt, das sein Leben thatlos verschlummert, wie kann das eine Dichtung haben voll Handlung, Leben und Bewegung? Wir selbst sind längst keine Helden mehr, woher sollten uns die Heldengedichte kommen?! Es war wahrhaft zum stehenden Artikel der vormärzlichen Kritik geworden, und auf alle mögliche Art bewies man uns, daß wir Deutsche überhaupt kein Epos haben könnten, nämlich weil wir noch keine Revolution gehabt. Das praktische Leben, sagte man uns, müsse erst neuerdings in Fluß gerathen, der Baum der Freiheit erst Knospen treiben, so werde auch die Blüthe unserer Dichtung sich in neuer und ungeahnter Herrlichkeit entfalten. Die Revolution, dieser allgemeine Messias der damaligen Zeit, sollte auch die deutsche Literatur aus ihrem Todes-

schlummer erwecken; wollt ihr große Dichter, hieß es, interessante Theaterstücke, klassische Romane? Sehr wohl, so wartet bis die Revolution kommt — oder noch besser, helft selber, daß sie kommt!

Und das nun eben ist der Punkt, gegen den die Klagen und Vorwürfe unserer Aesthetiker sich kehren. Es ist genau derselbe Vorwurf, der auch von unsern Politikern erhoben wird: nämlich daß das Jahr achtundvierzig ihre Erwartungen getäuscht, daß es nicht Wort gehalten habe in dem, was es versprochen, oder richtiger, was sie selber sich von ihm versprochen. Wohl doch, sagen sie, nun haben wir ja eine Revolution gehabt, nicht blos eine deutsche, sondern sogar eine europäische, und nicht blos eine Revolution, sondern auch noch ein Paar Dutzend Contrerevolutionen in den Kauf; der Strom des deutschen Lebens ist aufgewühlt worden, tief genug, daß selbst der unterste schmutzigste Bodensatz davon zu Tage gekommen, der Baum unserer Freiheit hat zwar noch keine Knospen getrieben, ist aber doch schon sehr zierlich verschnitten und abgeraupt worden — wo bleiben die Früchte der Poesie, auf welche wir gehofft? wo bleibt diese neue Kunst, die dem Umschwung unseres öffentlichen Lebens folgen sollte, so unfehlbar, so dicht auf der Ferse, wie der Tag dem Morgen? Wir horchen umher im deutschen Dichterwald,

und siehe da, es ist dasselbe Gezirpe wie ehedem und sogar noch unbedeutender, noch kindischer. Wer die Modeproducte unserer neuesten Poeten liest, namentlich jene halb lyrischen, halb epischen Gedichte, jene Märchen und Phantasien, die jetzt so beliebt sind und in denen alles Mögliche zu Worte kommt, Wald und Baum, und Bach und Blume, und die Fliege an der Wand und der Floh im Strumpf, aber nur nicht der Mensch und nicht die Gegenwart, in der wir leben — wahrlich, wer sollte es da noch für möglich halten, daß vor kaum fünf Jahren die allerwildeste, allermaßloseste Bewegung das deutsche Leben geschüttelt hat und aufgewühlt bis zum Grund? In diesen Dichtern des Tages, die so süß, so zierlich, so gottergeben sind, in diesen Predigern in Versen, deren tiefsinnigster und verwegenster Gedanke noch lange nicht den Horizont einer Mädchenpension überschreitet — wer vermöchte in ihnen dieselbe Generation zu erkennen, die noch vor kurzem auf den Barrikaden stand, sei es in Wirklichkeit, sei es mit der Feder, und möchte sie nicht vielmehr für die entnervten, altersschwachen Söhne eines langjährigen, verweichlichenden Friedens halten?

Es giebt Ausnahmen, allerdings: aber selbst auch in dem Besten, was unsere jungen Dichter liefern, finden wir zwar viel zarte Empfindung, viel edles Sentiment, doch nur wenig Kraft der Plastik, nur wenig Handlung und

unmittelbares schöpferisches Leben. Die nachmärzliche Poesie, wie sie sich allmählig aus ihrem Versteck wieder hervorwagt, ist nur die verdünnte, abgeschwächte Fortsetzung der alten Romantik; um diese Mondscheindichter, diese blassen, frommen, kreuzschlagenden Gestalten zu Tage zu fördern, oder auch diese phrasentönenden Rothmützen mit ihrem Theaterdonner, der kein Kind mehr erschreckt, wie sie jetzt aus allen Winkeln wieder hervorkriechen, dazu, beim Himmel, hätte es keiner Revolution bedurft.

Und da schließen unsere Aesthetiker denn nun gewöhnlich damit, nicht nur die Revolution zu verwünschen, welche sie so schmählich zum Besten gehabt: sondern auch mit unserer ganzen modernen Dichtung wäre es, behaupten sie, zu Ende. Ein Kranker, den selbst ein solches Drastikum, wie dieses Jahr achtundvierzig, nicht wieder hat zu Kräften bringen können, ist überhaupt nicht mehr zu retten — ein Kreuz auf sein Grab! und nun ein für allemal nichts mehr von moderner deutscher Dichtung! —

Wir glauben, die Sache steht so ganz verzweifelt noch nicht. Je edler bekanntlich ein Samen, je langsamer und schwerer geht er auf; vielleicht ist auch das Jahr achtundvierzig in politischer sowohl wie in ästhetischer Hinsicht ein solches Samenkorn gewesen, an dessen Gedeihen wir nicht verzweifeln wollen, auch wenn wir seine Frucht nicht sofort mit Augen sehen, mit Händen

greifen können. An dieser Stelle haben wir es nur mit der Literatur zu thun. Der Anblick bietet wenig Tröstliches, es ist wahr. Die Lyrik, längst abgespielte Melodieen in unerquicklicher Wiederholung vor sich hindudelnd, reducirt auf den trivialsten Ausdruck der allergemeinsten und abgetragensten Empfindungen und dabei noch Wunder denkend, was sie Neues und Großartiges leistet — aber als ob dies auch die Zeit wäre, wo ein poetisches Gemüth sich in sich selbst vertiefen kann! als ob es irgendwo ein Ereigniß, eine Aussicht, ja nur eine Hoffnung gäbe, an der das Gemüth des Poeten sich aufrichten, aus der es neue Begeisterung, neuen Muth, neue Fülle der Empfindung saugen könnte!

Eine Zeit der Versuche und Anläufe, wie die unsere nun einmal in politischer und socialer Hinsicht ganz unzweifelhaft ist, kann auch in der Literatur unmöglich mehr als bloße Versuche und Anläufe leisten; ja es wird schon immer einige Anerkennung verdienen, wenn die Literatur nur wenigstens nicht in dieselbe Erschlaffung versinkt, die sich des politischen Lebens bemeistert hat und sich nicht gleich diesem einer völligen Unthätigkeit ergiebt.

Nun aber ist es, ganz abgesehen von dem ästhetischen Werth der einzelnen Productionen, eine Thatsache, die jeder Blick in den Meßkatalog bestätigt, daß in Deutschland seit langem nicht so viel Romane und vielleicht

noch niemals so viel erzählende Gedichte gedruckt worden sind, wie in diesem Augenblick. Fassen wir denn die Bedeutung dieser beiden Gattungen ein wenig näher ins Auge.

Wir nannten das erzählende Gedicht vorhin eine Zwittergattung; ganz dasselbe wird bekanntlich auch dem Romane nachgesagt. Doch setzten wir auch sogleich hinzu, daß das erzählende Gedicht bei alledem eine vollkommen berechtigte Gattung; derselbe Vorbehalt wird auch hinsichtlich des Romans zu machen sein. Beide sind wesentlich moderne Gattungen; das Alterthum kennt sie entweder gar nicht oder doch erst von da an, wo seine eigene Kraft bereits gebrochen und der Uebergang in ein neues Zeitalter bereits angebahnt ist. Das Alterthum kennt in der erzählenden Gattung nur das wirkliche epische Gedicht; erst wie die Selbstauflösung der klassischen Welt beginnt, löst sich aus dem epischen Gedicht, vermuthlich unter Zuthun orientalischer oder sonstiger fremdartiger Elemente, einerseits Roman und Märchen, andererseits das erzählende Gedicht ab, für welche letztere Gattnng (die Anfänge des griechischen Romans bei Heliodor, Achilles Tatius rc. sind hinlänglich bekannt) wir nur an das Gedicht des angeblichen Musäus von Hero und Leander, als an ein berühmtes und weitverbreitetes Beispiel, erinnern wollen.

Diese Uebergangsproducte, wie unerheblich der Mehrzahl nach an poetischem Werthe, sind doch höchst wichtig

als Momente der fortschreitenden Entwicklung; sie leiten die klassische Zeit über in die moderne, die nun in Roman und erzählendem Gedicht ihren nächsten, eigentlichsten Ausdruck findet. Beide sind ihrer Natur nach episodisch; beide wurzeln theils unmittelbar in der Wirklichkeit des täglichen Lebens, theils schaffen sie sich eine eigene willkürlich phantastische Welt, die sie bald andächtig bewundern, bald ironisch wieder auflösen; beide endlich sind an keinen bestimmten Ort, keine bestimmte Zeit noch irgend andere nationale Voraussetzungen gebunden, sondern wie nach dem Zusammensturz der antiken Welt in unübersehbarer Fluth Völker und Sprachen sich mischen, so mischen auch in dieser modernen Gattung des Romans und der erzählenden Dichtung sich alle möglichen Zeiten, Völker, Umgebungen — und sogar noch einige unmögliche dazu.

Welch ein Unterschied in diesen phantastischen Sagenkreise, aus denen die erzählenden Dichtungen des Mittelalters ihre Stoffe vorzugsweise entnehmen, gegen die einfach strenge, die knappgeschlossene Haltung des antiken Epos! Und dieser Unterschied selbst wie charakteristisch, wie nothwendig! Die unendlich einfachere Welt des Alterthums konnte sich allerdings mit der einfachen Form des epischen Gedichts begnügen; wie der Mensch der alten Welt ausschließlich in und mit der Natur lebte, ohne Kenntniß des Fremden, aber auch ohne Sehnsucht

danach, gleich einer Pflanze wurzelnd in dem Boden, in den er einmal gesetzt war und den er gleich den Göttern seiner Heimath auch überall hin mit sich nahm, so baute sich auch sein episches Gedicht unabänderlich aus demselben mythologischen Kreise, auf demselben heroischen Boden, unter demselben nationalen Gesichtspunkt, in derselben streng geschlossenen Kunstform auf, ohne ihn deshalb zu ermüden oder auch nur weniger zu entzücken.

Nämlich so lange er selbst noch derselbe war. Sowie dagegen jener schon erwähnte Uebergang in die moderne Zeit beginnt, wie die alten Götterbilder zusammenstürzen, die alten Sagen verhallen, die alten Sitten in Vergessenheit gerathen, erlischt sofort auch die Kraft der epischen Dichtung; Alexander von Macedonien konnte wohl noch die Gedichte Homers in goldenem Kästchen mit sich führen, aber er selbst, dieser Eroberer Indiens, der den hellenischen Geist vernichtete, indem er ihn über die Welt verbreitete — er selbst konnte für seine Thaten keinen Homer unter den Griechen finden, er mußte sich gedulden, bis neue Völker in neuen barbarischen Zungen ihn zum Mittelpunkt ihrer phantastischen Erzählungen erhoben.

Die antike Welt war gewiß unendlich schöner als die moderne, aber ebenso gewiß ist die moderne unendlich reicher. Wir wollen gar nicht sprechen von diesen neuen Ländern, Völkern, Ereignissen, welche seitdem

aufgetaucht sind: schon die innere Welt allein, die Welt der Empfindungen und Gedanken, welchen unermeßlichen Zuwachs hat sie gewonnen in Vergleich mit dem naiven, bewußtlosen Leben der alten Welt! Für diesen unermeßlich erweiterten Reichthum genügte die strenge, knappe Form des epischen Kunstwerks nicht mehr, hier mußten neue Formen gefunden werden und neue Gattungen, weit genug und auch von hinlänglicher Dehnbarkeit, um den neuen, gährenden Inhalt aufzunehmen. Diese Gattungen waren vornehmlich das erzählende Gedicht und der Roman: beide vom Zügel der Kunst noch eben genug gehalten, um uns den Eindruck des Kunstwerks zu machen, aber beide auch locker und dehnbar genug, um sich jedem noch so abenteuerlichen Stoff und selbst jeder Liebhaberei oder Laune des Dichters anzuschmiegen. Wie beide innerlich sowohl wie äußerlich aufs Engste verbunden sind, so gehen sie auch in der Mehrzahl der mittelalterlichen Literaturen völlig ungeschieden neben und durch einander: der Roman wird so gut in Versen geschrieben wie das erzählende Gedicht, das seinerseits wiederum nur ein Schwank, eine Novelle oder auch wohl ein ganzer Novellencyclus in Versen ist. Erst wie sich auch in den modernen Sprachen allmählig eine kunstmäßige Prosa ausbildet, fangen beide Gattungen an auch äußerlich aus einander zu gehen. In Deutschland, wo sich die kunstmäßige Prosa bekanntlich erst sehr

spät, man darf sagen, erst seit der Reformation entwickelt hat, ist diese Trennung verhältnißmäßig am spätesten eingetreten; noch die Schwänke des Hans Sachs, was sind sie im Grunde weiter als Novellen und Anekdoten, in einer Sprache geschrieben, die noch keinen Boccaccio gehabt hatte und für die daher Vers und Reim noch ein unvermeidlicher Nothbehelf war? Sehr interessant ist dabei, daß ungefähr zu derselben Zeit, wo Hans Sachs seine gereimten Schwänke schrieb, die großen erzählenden Gedichte des Mittelalters in Prosa umgesetzt und zu Volksromanen verarbeitet wurden: gleichsam als ob durch diesen gegenseitigen Austausch der Gattungen die ursprüngliche Verwandtschaft derselben noch einmal recht glänzend an den Tag gelegt werden sollte. Ja selbst bis in die neueste Zeit hinein reicht diese Vermischung: Thümmel schrieb seine „Wilhelmine, ein komisches Gedicht" in Prosa, während erzählende Gedichte, wie Byron's Don Juan oder Puschkin's Eugen Onägin ganz mit demselben Recht Romane in Versen heißen dürfen. —

Was aber bedeutet nun, um auf unsere eigentliche Frage zurück zu kommen, der so außerordentlich lebhafte Anbau dieser beiden Gattungen gerade im gegenwärtigen Augenblick? Er bedeutet, wenn wir recht sehen, daß die deutsche Poesie den Drang empfindet, sich den Zuständen der Wirklichkeit mehr anzuschließen, als es bisher

der Fall war, und sich dabei doch zugleich die volle Freiheit der Phantasie und jene ungetrübte, heitere Laune des Poeten, die ihr in dem tendenziösen Streben der jüngsten Zeit verloren gegangen war, wiederzuerobern. Aus dem einen Bestreben geht der Roman hervor, dieses treueste Spiegelbild unsres modernen Lebens, aus dem andern jene erzählenden Dichtungen, welche sich Arabesken gleich auf dem dunkeln Grunde der Gegenwart emporranken, und denen, bei außerordentlich viel Schwachherzigem und Kindischem, das mitunterläuft, doch immerhin das zugestanden werden muß, daß sie die Poesie populär machen helfen und das Gefühl für das Schöne wieder aufwecken in Regionen, die demselben unter dem Druck des Tages und der politischen Verstimmung der Zeit längst abgestorben waren.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wollen wir beide willkommen heißen; ja es soll nichts schaden, wenn vielleicht für die nächste Zeit unsere Romane noch immer prosaischer, unsere erzählenden Dichtungen noch immer phantastischer und spielender werden — es ist eine Schule, die unsere Poeten eben durchmachen und in der sie sich eben so sehr wieder an die Freiheit der Phantasie wie an die genauere Beobachtung des wirklichen Lebens gewöhnen müssen.

Das wahre Ziel freilich wird nicht eher erreicht werden, als bis die beiden Richtungen, die sich jetzt noch

getrennt entwickeln, wieder in eine drtte, höhere zusammenlaufen. Der Roman muß das erzählende Gedicht, das erzählende Gedicht muß den Roman in sich aufnehmen. Ersteres würde den Roman von den prosaischen Tendenzen, die ihm größtentheils noch anhaften, befreien und ihn, ohne daß er darum der Wirklichkeit untreu würde, in jenes heitere Gebiet der Phantasie und des schönen Spiels erheben, das auch dem Roman keineswegs verschlossen ist und auf dem sich auch in der That das Meisterstück dieser ganzen Gattung bewegt, der tiefsinnigste und großartigste Roman aller Zeiten, der zugleich auch der heiterste und ergötzlichste ist und auf den das vielgebrauchte und noch öfters mißbrauchte Wort von dem Roman als Epos der modernen Zeit seine volle Anwendung findet — der Don Quixote des Cervantes.

Ebenso aber würde es auch dem erzählenden Gedichte ein namhafter Gewinn sein, wenn dasselbe sich allmählig entschließen könnte, die phantastische Welt, in der es sich bis jetzt noch vorzugsweise tummelt, zu verlassen und sich gleich dem Roman in die Wirklichkeit der nationalen Zustände einzugewöhnen. Es wäre dies ein Weg, wie das erzählende Gedicht sich vielleicht sogar mit der Zeit zum wirklichen epischen Gedichte fortentwickeln könnte, wenn dasselbe allerdings, unseren heutigen socialen und politischen Zuständen gemäß, zunächst auch nur als komisches oder satirisches

Epos auftreten würde. Auch haben die vorzüglichsten Produkte dieser Gattung, die vorhin schon genannten Gedichte von Byron, Puschkin ꝛc., denselben, wissend oder unwissend, in der That bereits eingeschlagen. In der deutschen Literatur fehlen uns solche Versuche noch oder wo sie ja gemacht worden, sind sie in Trivialität und Unsauberkeit stecken geblieben. Nur eine einzige Ausnahme ist uns bekannt: der „Hans von Katzenfingen" von Reinhold Solger, den das „Deutsche Taschenbuch" vor einer Reihe von Jahren veröffentlichte. Das Gedicht ist leider Fragment geblieben; es ist sogar kaum über den ersten Anfang hinaus gekommen. Allein auch in dieser unfertigen Gestalt ist es eins der bedeutendsten Producte unserer gesammten modernen Literatur und sollte billiger Weise nicht so vergessen sein, wie es leider den Anschein hat. — —

Während unsere neueste Literatur auf diese Art für Roman und erzählendes Gedicht eine fast beispiellose Thätigkeit entfaltet, steht das Drama im Gegentheil so gut wie verödet — dasselbe Drama, auf welches noch vor wenigen Jahren insbesondere die jüngeren Kräfte unserer Literatur mit so viel Geräusch wie Eifer hinarbeiteten, ja das sie, möchte man sagen, nicht blos der Ungunst der Kritik und der Kälte des Publikums, sondern zum Theil auch ihrem eigenen Talent abtrotzten.

Wie befremdlich für den ersten Anblick, ist gleichwohl auch diese Erscheinung sehr leicht zu erklären. Schon ganz äußerlich genommen, macht der außerordentliche Rückschlag, welchen die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland seit dem Jahre achtundvierzig erlitten haben, sowie die tiefe Abspannung und Verdrossenheit, in welche in Folge dessen das Publikum versunken ist, sich für keine andere Gattung der literarischen Production in einem solchen Grade geltend, wie gerade für das Drama.

Wir setzen dabei als selbstverständlich voraus, was ja auch hoffentlich heutzutage auf keinen Widerspruch mehr stoßen wird: nämlich daß das Drama zuerst und vor allen Dingen ein Stück ist, kein Buch, daß es nicht sowohl für Leser geschrieben wird als für Zuschauer, und daß es daher auch sein wahres und volles Dasein erst in dem Augenblick erhält, wo es vor der versammelten Menge leibhaftig in Scene geht. Aber gerade diese versammelte Menge, wie abgespannt, wie unlustig, wie zwieträchtig und durch dies Alles wie unfähig ist sie heutigen Tages, ein Kunstwerk noch mit unbefangenen Sinnen aufzunehmen und auf sich einwirken zu lassen! Wohl gehen wir wieder ins Theater, unsere Schauspielhäuser sind gefüllter als seit Langem, die Intendanten lachen ins Fäustchen, weil trotz des elendesten Repertoi-

res und bei den mangelhaftesten Darstellungen die Kasse doch Abend für Abend von einem schaubegierigen Publikum belagert ist, und sollte es nur jenes fremde Publikum sein, das jetzt Dank den Eisenbahnen, in unsern größern Städten zahlreicher ist denn je; ganze Colonien neuer Bühnen entstehen, wohin man schaut, die Concessionen fliegen nur so in die Luft, gleich den gebratenen Tauben, ohne darum freilich eben so nahrhaft zu sein; ja bald wird im lieben Vaterlande kein Glas Bier mehr getrunken und kein Butterbrod mehr verzehrt werden, wenigstens nicht zur Sommerszeit, ohne obligaten dramatischen Genuß . . . .

Aber ist auch wirklich ein Genuß dabei, ganz abgesehen selbst von dem künstlerischen Werth oder Unwerth der einzelnen Productionen? Schwingt, wenn auch Musen und Grazien entflohen sind, wenigstens noch der Gott der Freude seinen Stab über unsern Schauspielhäusern? Und wenn es leider nur allzurichtig ist, daß die Mehrzahl ihrer Besucher keinen Kunstgenuß, keine poetische Erhebung, sondern nur noch die allerbanalste Zerstreuung und Aufheiterung sucht, wird ihnen wenigstens diese noch zu Theil?

Nein, auch nicht einmal diese: denn mit uns geht auch unsere Verstimmung, mit uns der Schmerz, die Scham über diesen jähen Zusammensturz unserer Hoff-

nungen und Wünsche, mit uns die bange Sorge vor der Zukunft, mit uns endlich der verborgene, ohnmächtige und darum nur um so tiefere, so ingrimmigere Haß, der argwöhnisch in den Gesichtszügen des Nachbars lauscht und hier pfeift, dort klatscht, nicht um das Kunstwerk zu richten, sondern um sich an dem politischen Gegner zu reiben, an den er auf keine andere, handgreiflichere Weise mehr herankommen kann! Mit dem einzelnen Leser kann der Poet sich allenfalls noch zurecht finden; einsam hinter das Buch gebannt, muß er ihm ja wohl Rede stehen, muß sich ihm zu eigen geben, wenn auch nur auf wenige Stunden, wenn auch nur so lange er das Buch in der Hand hält, und muß über den Schöpfungen des Poeten die arme, graue, trostlose Wirklichkeit vergessen. Wo ihrer aber mehre zusammenkommen, da schwebt auch sofort über Allen jene Wolke des Mißmuths und der Verstimmung, die mit ihrem kalten, fröstelnden Hauch alle Verhältnisse der Gegenwart durchdringt; da macht sofort Einer den Wächter des Andern und das Beste, das der Dichter gedacht, und das Edelste, das er empfunden, Gutes wie Schlechtes, Gelungenes wie Mißlungenes, es ist Alles doch nur Futter für denselben kleinlichen Parteihaß. —

Wir haben nie jener romantischen Ansicht gehuldigt, nach welcher der Dichter aus unendlich besserem Thon

geknetet sein soll, als die übrigen Menschenkinder und haben daher auch in dem Hochmuth, mit welchem gewisse Poeten vom reinsten Wasser auf das Publikum, auf diese nach ihrer Meinung so blöde, so thörichte, so unverständige Masse herabsehen, jederzeit nur einen Beweis ihrer eigenen Kurzsichtigkeit erblicken können; wie die wahre Poesie erst aus der Unmittelbarkeit des Lebens hervorgeht, so wird und lebt auch der wahre Dichter erst in und mit seinen Zeitgenossen, die mit all ihren Schwächen, ihren Irrthümern und Thorheiten doch immer nur die andere, ergänzende Hälfte seiner eigenen Dichtung bilden. Wenn sich aber die Dichter unserer Tage zu gut halten, vor ein Publikum herabzusteigen, wie dasjenige, welches in diesem Augenblick unsere Schauspielhäuser bevölkert, wenn sie zu stolz, zu ehrgeizig, zu verliebt in ihre eigenen Schöpfungen sind, dieselben dem Urtheil dieser Versammlungen auszusetzen, einem Urtheil, das ja doch schon allemal fertig ist, lange bevor noch der Vorhang aufgezogen, und auf das alles Andere eher einwirkt, als das zu beurtheilende Stück selbst — wahrlich, so können wir unsere Dichter darum nicht tadeln, im Gegentheil, wir können uns nur freuen, daß sie einen so richtigen Begriff haben von der Selbständigkeit und Würde ihrer Kunst. Mit der literarischen Kälte konnten sie ringen, gegen den ästhetischen Ungeschmack durften sie ankämpfen, immerhin,

und selbst mit der Schärfe und der Probehaltigkeit der Waffen mochte es in diesem Fall nicht allzugenau genommen werden; gegen die politische Verkümmerung dagegen, in welcher das Publikum sich gegenwärtig befindet, sowie gegen die sittliche Lauheit, die schon das Aeußerste gethan glaubt, was sie vermag, wenn sie es etwa noch zur Selbstverachtung bringt — dagegen ist der Poet waffenlos und er thut nicht blos klug, sondern auch Recht thut er, wenn er sich in den Kampf mit ihr gar nicht erst einläßt.

Besonders wenn man dazu noch die Beschaffenheit der Herolde in Betracht zieht, welche in diesem Augenblick wieder die Schranken bewachen und Wappen und Helmzier des Einlaßbegehrenden prüfen. Es ist eine alte Klage in Deutschland, und Schiller ist weder der Erste, noch Immermann der Letzte gewesen, der sie erhoben, daß gerade diejenigen, welche am Ersten und Nächsten berufen wären, die Entwicklung des nationalen Drama's zu befördern, die Vorstände unserer Bühnen, im Gegentheil das Allermeiste thun, sie durch Beides, durch Unterlassungen sowohl wie durch Begehungen, zu hemmen und Fleiß und Eifer der Poeten zu ersticken. Hätte jene junge dramatische Generation, die vor zehn, funfzehn Jahren bei uns auftauchte, um kurz darauf ebenso schnell wieder zu verschwinden, und von der nun wohl

nachgerade die Betheiligten selbst eingestehen werden, daß der vielverheißene Messias des deutschen Drama's noch nicht darunter gewesen ist — hätte sie, sagen wir, auch kein weiteres Verdienst, als nur dies, daß sie den althergebrachten Widerstand unserer Intendanzen einigermaßen erschüttert und wenigstens einzelne Lücken gebrochen hat in jene Mauer des Hochmuths und der Gleichgültigkeit, mit welcher dieselben sich gegen die Production der jüngeren vaterländischen Dichter zu umgeben liebten: so wäre selbst dies schon ein Verdienst, das vielleicht nicht der Aesthetiker, jedenfalls aber der Culturhistoriker anzuerkennen hat.

Wie in so viel anderen und wichtigeren Dingen indeß sind wir auch hiermit glücklich wieder am alten Flecke angelangt; mit der übrigen Büreaukratie hat auch der büreaukratische Hochmuth unserer Hoftheaterintendanzen sich restaurirt, so gründlich restaurirt, daß man schon kein Bedenken mehr trägt, die Leitung der ersten und wichtigsten Bühne Deutschlands nur noch als Geschäft zu betrachten und nicht mehr Kunstsinn, Geschmack und praktisches Verständniß, sondern nur noch ein passables Verwaltungstalent sowie die glückliche Gabe guter Kassenabschlüsse dabei in Anschlag bringt.

Wende man uns nicht ein, daß dagegen auch einige andere, kaum minder bedeutende Bühnen der Leitung

hochgebildeter und kunstverständiger literarischer Persönlichkeiten übergeben sind. Den guten Willen erkennen wir bereitwillig an, sowohl denjenigen, welcher die Berufung dieser Männer zuwege gebracht hat, als den, welchen die Berufenen selbst nach Maßgabe der Verhältnisse darlegen. Aber daß diese Verhältnisse nicht doch zuletzt mächtiger sein sollten, unendlich mächtiger, als der beste Wille, und daß auch der gebildetste und kunstverständigste Theaterinkendant seine vortrefflichen Absichten für Entfaltung und Belebung der dramatischen Kunst niemals vollständig durchsetzen kann, so lange er noch den Polizeiminister und das Hofmarschallamt und die Laune dieser Kammerdame oder die Liebhaberei jenes Prinzen über sich hat, so lange, mit einem Wort, die dramatische Kunst der höfischen Leitung nicht überhaupt entnommen und einer nicht blos kunstverständigen, sondern auch unabhängigen, auch nationalen Führung übergeben ist — dies Alles dünkt uns für den, der überhaupt sehen will, so klar und so einleuchtend, daß keine noch so glänzenden Versuche in Wien oder München uns darin irre machen können.

Und dieser Willkür, die danach also wiederum den Zügel unserer Bühnenwelt lenkt, sollten unsere Dichter sich unterwerfen? und wieder sollten sie betteln gehen bei den Kammerherren und Kammerdienern und sollten mit

der Loupe polizeilichen Argwohns das innerste Gewebe ihrer Schöpfungen durchmustern lassen — weshalb? Nun ja doch, um ein Stück, nach dem Niemand fragt, vor ein Publikum zu bringen, das sich blos ins Theater flüchtet, weil es vor innerer Oede und Leerheit nicht mehr weiß wohin, und das, welchen Spiegel du ihm auch vorhältst, in Allem und Jedem doch immer nur sein eigenes verdrossenes, griesgrämiges Angesicht erblickt!

Nach der glücklichen Vertreibung der politischen Gelüste, die das große Kind Deutschland in jenen Märztagen anwandelten, ist eben Alles bei uns wieder Polizeianstalt geworden, auch die Bühne. So thun unsere jungen Dichter denn auch ganz Recht daran und können wir es nur billigen, daß sie dieselbe der Mehrzahl nach denjenigen überlassen, deren ästhetischer wie sittlicher Bildung es entspricht, die Kunst als ein Polizeimittel, zur Erweckung loyaler, ingleichen auch zur Verhöhnung und Ausrottung etwa noch existirender revolutionärer Gesinnungen zu verwenden. Die letzten drei oder vier Jahre haben schon eine ganz artige Dramatik dieser Art entstehen sehen, und wenn der Wind, wozu Gott ja helfen wird, so fortweht, so werden wir noch manches Niedliche in diesem Genre erleben. Für jene kleinen Nadelstiche aber, mit denen man der Polizeiaufsicht unserer

Bühnenvorstände allenfalls noch durchschlüpfen könnte, wird der wahre Poet sich ebenfalls zu stolz fühlen; er wird zu stolz, zu züchtig sein, ein Publikum zu kitzeln, das sich in keine wahre Leidenschaft mehr versetzen läßt, oder Aetzpulver in eine Wunde zu streuen, die er so wenig heilen kann, als er sie aufdecken darf.

Wir könnten solcher äußerlichen Gründe (die aber freilich, wie der Leser wohl merken wird, keineswegs so äußerlich sind, wie sie aussehen) noch mehr anführen; wir könnten namentlich an den Zustand erinnern, in welchem die darstellende Kunst sich bei uns befindet, und bei dem es allerdings sein Bedenkliches hat, Rollen zu schreiben, die zu ihrer Darstellung noch etwas mehr erfordern, als das herkömmliche Pathos unserer sogenannten Heldenspieler oder das geschminkte Lächeln und den zierlich wattirten Busen unserer ersten Liebhaberinnen; wir könnten auf die Verschwendung hinweisen, mit welcher Oper und Ballet bei uns ausgestattet werden und die sich in tollem Wetteifer sogar noch von Tag zu Tag steigert, ohne Rücksicht darauf, daß die „augenblickliche Unzulänglichkeit der Staatsmittel“ für viele andere und bei weitem wichtigere Anforderungen den stehenden Refrain bilden muß — während kein Mantel zu schäbig, kein Helm zu rostig, kein Goldpapier zu fleckig ist, die Helden Shakespeare's oder Schiller's damit zu kleiden:

gleichsam als wollte man auch auf diese Art noch das Publikum so recht mit der Nase darauf stoßen, um wie viel lieblicher nicht blos, sondern auch um wie viel loyaler, um wie viel angesehener Musik und Tanzkunst sind, als die Aschenbrödel, die nie zufriedene, immer aufregende, immer revolutionäre Poesie . . . .

Doch verlassen wir diesen Gegenstand, um die Aufmerksamkeit unserer Leser noch mit wenigen Worten auf einen andern Punkt hinzulenken, der, wenn wir nicht irren, bisher noch nicht völlig in das gebührende Licht gerückt worden ist und der uns doch für die ganze Stellung der dramatischen Dichtung zur Gegenwart bei weitem der entscheidenste dünkt. Wir haben bisher nur von den äußeren Schwierigkeiten gesprochen, mit welchen das Drama der Gegenwart bei uns zu kämpfen hat; aber wie wäre es denn, wenn es für eine Zeit, wie die unsere, auch eine innere Unmöglichkeit wäre, ein wirkliches Drama zu schaffen?

Daß das Drama überhaupt die höchste Kunstform ist, darüber ist die Aesthetik seit Langem einig; selbst auch in das große Publikum ist ein gewisses instinktartiges Gefühl davon gedrungen, so daß wir uns bei dem Nachweis dieses Satzes nicht erst aufzuhalten brauchen. Dieser höchsten und vollendetsten Form aber kann, in nothwendigem Zusammenhange, nur eine Zeit und ein

Geschlecht mächtig werden, das zuvor auch seines eigenen Inhalts mächtig ist; nur dem vollendeten Inhalt gebührt die vollendete Form. Wie der einzelne Dichter seiner Ideen erst vollkommen Herr sein, wie sie sich erst in ihm zu harmonischer Fülle abgeklärt und beruhigt haben müssen, bevor er sie als poetische Gestalten von sich ablösen und zu eigenem künstlerischen Dasein erwecken kann: so muß auch der treibenden Genius einer Zeit sich erst vollkommen abgeklärt, muß sich erst im praktischen Leben des Volks erfüllt und verkörpert haben, bevor er durch den Mund des Dichters auch den höchsten künstlerischen Ausdruck gewinnen kann, der überhaupt zu Gebote steht.

Fragen wir bei der allgemeinen Lehrmeisterin, der Geschichte, an, zu welchen Zeiten die dramatische Kunst bei den verschiedenen Völkern in der höchsten Blüthe gestanden, unter welchen politischen und geselligen Verhältnissen sie ihre reifsten Früchte entwickelt hat. In Zeiten der Unruhe und des Krieges etwa? in Zeiten nationalen Drängens und Strebens? Ganz im Gegentheil: in Zeiten, daß wir es so ausdrücken, der Sättigung und des Wohlbehagens, in solchen Zeiten, wo eine bestimmte geistige Richtung im Leben des Volks zu voller, widerstandsloser Herrschaft durchgedrungen war, und nun in schönem Behagen sich ihres Sieges und ihrer Macht-

entfaltung freute. Gute Dramen werden nicht von Jünglingen geschrieben und nicht von Greisen, sondern allein von Männern; auch im Leben der Völker ist es jedesmal die Epoche der männlichen Reife gewesen, wo, als die letzte und edelste Frucht, die der Baum ihrer künstlerischen Entwicklung überhaupt zu zeitigen vermochte, zu den übrigen Schätzen, die sie bereits erworben hatten, endlich auch der Schatz des nationalen Drama sich hinzugesellte. So ist es mit dem griechischen Drama gewesen, so mit Shakespeare, in dem das volle sinnliche Wohlbehagen, die volle ungetrübte Lebensfülle des alten Englands zu Tage kommt, so mit Calderon und Lope, zu deren Zeiten die spanische Weltherrschaft zwar bereits gebrochen war, das mittelalterlich katholische Bewußtsein aber, in jener bestimmten Färbung, welche es in Spanien angenommen, daselbst noch in vollster, glänzendster Entfaltung stand; so mit den französischen Tragikern, deren pomphaft blendende Gestalten eben nur an dem Hofe jenes Ludwig des Vierzehnten möglich waren, in welchem das monarchische Selbstgefühl seine prächtigste, von ganz Europa bewunderte, von ganz Europa nachgeahmte Verkörperung feierte; so in gewissem Sinne sogar bei uns, wo das Goethe-Schiller'sche Drama den Sieg der schönen Individualität, auf die bekanntlich das ganze achtzehnte Jahrhundert bei uns gerichtet war,

gerade in soweit ausdrückt, wie dieselbe ihrer eigenen Natur nach des dramatischen Ausdrucks überhaupt fähig ist. — Alle diese Epochen, wie verschiedenartig an sich, haben doch dies gemeinsam, daß die einmal eingeschlagene Richtung des Jahrhunderts in ihnen zur vollen und widerstandlosen Geltung kam; das Jahrhundert feierte gewissermaßen in ihnen seinen Sieg und der künstlerische Preis dieses Sieges war das Drama.

Brauchen wir hiernach noch erst auszuführen, wie wenig unsere gegenwärtige Zeit geeignet, ja wie wenig sie überhaupt nur fähig ist, ein wahres dramatisches Kunstwerk zu erzeugen? Das Drama ist die am meisten plastische Schöpfung, welche der Poesie überhaupt vergönnt ist; wie wäre es denn möglich, wie läßt es sich nur erwarten, nur fordern, daß eine in sich so zerfahrene, zerflatternde, um ihren eigenen Inhalt noch so ringende Zeit wie die unsrige, sich zu dieser äußersten Plastik des dramatischen Kunstwerks zusammenfassen könnte? Wir selbst verschwinden uns zu Schemen, ein thatloses, grübelndes Geschlecht, dessen äußerstes politisches Heldenthum sich bis zu der zweideutigen Anstrengung des passiven Widerstandes erhebt: woher denn sollten wir die Kraft, woher den Muth nehmen zu einer Dichtungsart, deren ganzes Wesen die Handlung ist, die Handlung, die sich durch leibhafte, lebendige Gestalten verkörpert und vollzieht?

Nein: wir in unseren jetzigen Zuständen werden allenfalls Lyriker erzeugen, die unsern Schmerz und unsere Sehnsucht, unsern Zorn und unsern Groll in die Welt hineinsingen; wir werden Spott- und Stachelgedichte schreiben, uns aus unserer Versunkenheit aufzuschrecken oder auch uns lustig zu machen über unser eigenes Elend; wir werden mit der Romantik des erzählenden Gedichts uns zu täuschen suchen über die nackte Prosa unserer Zustande; wir werden vor Allem in der episodischen Form des Romans ein bequemes Gefäß finden für den so vielfach auseinandergehenden, sich so vielfach durchkreuzenden Inhalt unserer Zeit — aber auf das Drama müssen wir einstweilen verzichten. Wir haben dasselbe so eben den Siegespreis genannt, den eine Nation sich selbst zuerkennt, welche ihres eigenen Inhalts mächtig geworden ist und ihn zu schöner, freier Wirklichkeit lebendig entfaltet hat; Siegespreise aber werden ihrer Natur nach nur an Sieger ausgetheilt, nicht an Kämpfer — und daß unsere ganze gegenwärtige Zeit nur eine Zeit des Kampfes ist, wer wagt es zu leugnen? Glücklich genug, wenn dieser Kampf nur wenigstens dermaleinst zum Siege führt und wenn die Niederlagen, die wir uns täglich selbst beibringen, nicht zuletzt noch mit unserer Selbstvernichtung endigen! Dem glücklicheren Geschlecht, das diesen Sieg erlebt, werden alsdann auch die dramatischen

Dichter nicht fehlen — und auch von den Hoftheaterintendanzen wird dasselbe vermuthlich nichts mehr zu leiden haben. —

Ganz gut, entgegnet man uns, das ist für die Zukunft: aber was wird einstweilen aus der Gegenwart? Es ist leicht, ein anderer König Herodes, mit einem einzigen großen Bluturtheil dem gesammten dramatischen Anwuchs das Leben absprechen: aber hört dieser Anwuchs selbst darum auf? Es mag immerhin sein und du sollst Recht haben, daß das gelungene Drama erst unseren Enkeln vorbehalten bleibt: wie steht es einstweilen mit den Versuchen aus, sowohl mit jenen, welche die letzten zehn und funfzehn Jahre hervorgebracht haben, als mit denjenigen, die noch alle Tage zur Welt kommen, was immer die Kritik ihnen von der Rechtlosigkeit ihres Daseins vordemonstriren mag?

Sie hören darum nicht auf, Gottlob, und sollen es auch nicht; das wäre eine thörichte Kritik, die sich anmaßen wollte, die poetische Production einer Zeit zu meistern und das Was, Wann und Wie derselben vorzuschreiben, während doch die wahre Aufgabe der Kritik vielmehr darin liegt, der Production nachzugehen und sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhange zu begreifen. — Was darnach die vormärzlichen Producte unserer jüngeren Dramatiker anbetrifft, so werden sie, wie die

ganze Literatur jenes Zeitraums überhaupt, um zu ihrer richtigen Würdigung zu gelangen, vielmehr aus allgemeinem politischen und socialen, als allein aus ästhetischem Standpunkt beurtheilt werden müssen. Der bekannte Ausspruch, den Goethe über Byron's Gedichte fällte, gilt auch von unserer gesammte Literatur von Anfang der dreißiger bis zu Ende der vierziger Jahre: verhaltene Parlamentsreden. Es ist Oppositionsliteratur durch und durch, so zwar, daß der Hauptaccent auf der Opposition liegt, und daß es nur die Schuld unserer anderweitigen öffentlichen Verhältnisse war, wenn diese Opposition zunächst und gerade als Literatur zur Erscheinung kam.

Am meisten gilt dies von den dramatischen Versuchen jener Epoche. Die Literatur war anerkannt die einzige öffentliche Macht jener Zeit, sie war der einzige Herold des Volks, während ihre Stimme hinwieder auch die einzige war, die in das Ohr des Volkes drang — was war natürlicher bei dieser Lage der Dinge, als daß sie sich auch in unmittelbaren persönlichen Verkehr mit der Masse des Volks zu setzen strebte und dasselbe da aufsuchte, wo es als wirkliche lebendige Masse gegenwärtig war, in den Schauspielhäusern? Wir hatten keine politischen Tribünen, so legten wir, der stummen Zeitungsartikel überdrüssig, unsere nichtgehaltenen Reden den Hel-

den unserer Stücke in den Mund; wir hatten keine Volksversammlungen — so machten wir unsere Theater dazu.

Um Einem das Surrogat zu verleiden, giebt es bekanntlich kein besseres Mittel, als das Original; wer echten Mokka getrunken, dem wird Cichorie freilich nicht mehr schmecken. Mit anderen Worten: nachdem wir echte, wirkliche Tribünen gehabt und echte, wirkliche Parlamentsreden gehört haben, vielleicht von Beiden sogar etwas mehr als eben nöthig gewesen wäre, können wir die nachgemachten des Theaters nicht nur entbehren, sondern (und das wollen sich namentlich diejenigen unserer jüngsten Poeten gesagt sein lassen, die ohne Rücksicht auf die veränderte Lage der Dinge noch immer mit der prächtig klingenden Rhetorik aus dem Anfang der vierziger Jahre zu Felde ziehen, und sich dann gar nicht genug wundern können, wenn diese ehemals so kräftigen Mittel jetzt gar nicht mehr verfangen wollen) — sie sind uns sogar widerwärtig geworden. Wie man ja auch sonst wohl in Kriegszeiten die Theater und andere öffentliche Gebäude zu Magazinen, Lazarethen und was dem ähnlich ist, benutzt, so hatte der gährende politische Drang jener Jahre, da er anders entweder überhaupt nicht oder nicht so wirksam zu Worte kommen konnte, sich auch der Bühne bemächtigt. Aber mit dem Nothstand erlischt auch das Recht der Noth; wenn unsere Nation endlich einmal wieder

aus ihrem gegenwärtigen politischen Winterschlaf erwacht, so wird sie andere, zweckentsprechendere Organe ihres politischen Lebens zu finden, oder nöthigenfalls sich zu schaffen wissen, als die Verse unserer Dichter und die freiheitstrotzenden Tiraden unserer Bühnenhelden. — Es war auch ganz brav von der Poesie überhaupt sowie von den damaligen Dramatikern insbesondere, daß sie, als dazumal die Noth an den Mann ging, frisch mit zufaßten und sich ohne langes ästhetisches Bedenken in die Schaar der politischen Kämpfer mit einreiheten. Jetzt jedoch ist dieser Kampf zwar nicht beendet, wohl aber in ein Stadium getreten, wo er mit anderen, zweckdienlicheren Waffen geführt werden muß. Die Kunst soll sich nicht vom Leben zurückziehen — wie könnte sie es auch, ohne den ganzen eigentlichen Boden ihres Daseins einzubüßen? Aber sie darf, sie soll sich wieder Selbstzweck sein, der Poet und speciell der Dramatiker soll nicht mehr sein ästhetisches Gewissen mit politischen Gründen beruhigen, er soll uns nicht mehr statt dramatischer Personen politische Masken, nicht mehr Rhetorik statt Dialog, nicht mehr das subjective Pathos des Publicisten statt der Objectivität des Dramatikers geben. —

Auch noch in anderer Hinsicht hat die Zeit trotz alledem und alledem Fortschritte gemacht, die auch unserem künftigen Drama zu Gute kommen werden und auf

die schon jetzt alle diejenigen, die sich mit dramatischen Versuchen beschäftigen, wohl achten sollten. Der blendenden, dennoch inhaltlosen Phrase überdrüssig, mit Theorien, Abstractionen, Idealen gesättigt zum Zerspringen, und zugleich auf eine höchst empfindliche praktische Weise belehrt, daß alle schöne Bildung und alle edlen Vorsätze nichts helfen, wo der Charakter, als das eigentlich Männliche, eigentlich Entscheidende, fehlt, verlangen wir fortan auch von unserer Literatur erstens ein größeres stoffliches Interesse, einen bedeutendern realen Inhalt, und zweitens eine genauere und lebensfähigere Charakteristik als bisher. Es ist dies, wenn wir nicht irren, ebenfalls ein Grund zu jenem überraschenden Aufschwung, den der Roman in jüngster Zeit bei uns genommen und von dem wir in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes sprachen. Auch in der Literatur wollen wir jetzt zuerst und vor allem Uebrigen einen tüchtigen, derben Stoff, wollen Charaktere und lebendige, spannende Interessen: eine Forderung, die im Roman noch verhältnißmäßig am leichtesten und vollständigsten befriedigt werden kann.

Auch diesen Wink, wie gesagt, sollten die angehenden Dramatiker der Gegenwart sich nicht entgehen lassen. Die Bedeutung dieser letzteren aber, und damit das Recht ihrer Existenz, finden wir überhaupt darin, daß bei aller Kunst

zugleich eine gewisse Technik ist, eine Technik, welche, wo sie nicht durch Tradition erhalten wird, leicht ganz und gar verloren geht und die dann späterhin, wenn einmal die Zeit zur Wiederherstellung der Kunst gekommen ist, erst unter mancherlei Irrthum und Verlust wieder gelernt, ja wohl gar erst wieder erfunden werden muß, wie es z. B. mit der Glasmalerei in unseren Tagen der Fall gewesen ist. —

Wem das, wenigstens in der Anwendung auf die Kunst der Dichtnng, übertrieben däucht, der erinnere sich doch nur (worauf wir vielleicht schon oben hätten aufmerksam machen sollen), wie die Kunst der Erzählung, der einfachen, naiven Erzählung, bei uns Deutschen während der letzten Decennien, unter dem Uebergewicht der Reflexion und der speculativen Interessen, beinahe völlig verloren gegangen war; er erinnere sich der — sehr wohl begründeten — Klagen unserer Damen und anderer unbefangener, nur auf die Unterhaltung gerichteter Leser, daß doch gar nichts eigentlich Interessantes, Packendes mehr geschrieben würde; er forsche den Gründen nach, welchen ein so rohes, in geistiger Hinsicht so völlig unzulängliches Talent, wie z. B. Spindler, die außerordentlichen Erfolge verdankt, die er unleugbar gehabt hat und die ihm in einiger Hinsicht, namentlich eben in technischer, allerdings als Verdienste angerechnet werden dürfen; er überzeuge sich

endlich aus dem Entwicklungsgange, welchen die Hervorragendsten und Bedeutendsten unserer gegenwärtigen Erzähler genommen haben, wie schwer es denselben geworden ist, sich aus dem abstracten, farblosen Raisonnement, aus der Sprache der Kritik und der Reflexion heraus in den Ton der einfachen, schlichten, aber lebendigen, naturwahren Erzählung zurückzufinden und welch einen weiten und mühseligen Weg, einen Weg voll Irrthümer und Fehltritte, es gekostet hat, bevor z. B. Auerbach oder Gutzkow sich von Spinoza und Maha-Guru zu den Dorfgeschichten und den Rittern vom Geiste zurechtgefunden.

In keiner andern poetischen Gattung nun bietet diese Technik größere Schwierigkeiten, in keiner geht sie leichter verloren und wird schwerer vom Einzelnen wiedergewonnen, als gerade im Drama, dessen Gelingen (wir sprechen, wie sich von selbst versteht, immer vom Drama der Bühne, nicht der Bücher) wesentlich an das Geheimniß der Technik geknüpft ist. Diesem Geheimniß nachzuspüren, es, wenn möglich, wieder zu entdecken (denn in Schiller auf der einen, in Iffland und Kotzebue auf der andern Seite haben wir es in der That schon einmal besessen oder sind ihm doch wenigstens sehr nahe gewesen) und damit den Dichtern jener künftigen glücklicheren Epoche eine immerhin untergeordnete, immerhin mechanische, dennoch unentbehrliche Arbeit zu ersparen —

darin zunächst erblicken wir die bescheidene, gleichwohl höchst ersprießliche und dankbare Aufgabe, welche die Dramatiker der Gegenwart oder wie wir sie nun sonst noch nennen wollen, sich zunächst zu stellen haben.

Daß dergleichen in der That möglich ist, daß in diesen technischen Dingen sich wirklich eine derartige Tradition bilden, sich wirklich durch die bescheidene, aber redliche Arbeit des einen Geschlechts Irrthum und vergebliche Anstrengung des späteren ersparen läßt, dafür bietet die französische Bühne mit ihrer festgeschlossenen Technik und ihrer fast handwerksmäßigen Ueberlieferung ein eben so glänzendes als denkwürdiges Beispiel. Jede Arbeit kann den Arbeiter ehren, es kommt nur darauf an, daß sie recht getrieben wird. Mag auch, wie die Dinge bei uns liegen, das Lob eines guten Theaterstücks bei weitem noch nicht das höchste sein, was sich dem gelungenen dramatischen Kunstwerk nachsagen läßt, und mag es auf der andern Seite auch allerdings, wie schon angedeutet, in diesem Augenblick für einen leidlich honetten Mann seine sehr triftigen Bedenken haben, ein Stück zur Aufführung einzureichen: so wird es, in Ermangelung des Besseren, doch schon immer etwas sein, wenn wir nur wenigstens brauchbare Theaterstücke schreiben lernen und sollten unsere angehenden Dramatiker daher auf diesen Punkt ein ganz vorzügliches Augenmerk richten.

Da nun aber tritt, in höchst interessantem Widerspruch, ein anderes Bestreben dazwischen, das an und für sich gleichfalls vollkommen löblich und richtig ist und dessen Ausgangspunkt auch ganz in derselben Sphäre liegt. Wir haben vorhin selbst darauf aufmerksam gemacht, wie sehr es dem größeren Theil der vormärzlichen Dramatik an schärferer und eigentlich lebensfähiger Charakteristik gemangelt hat; es ist auch bereits hinzugesetzt worden, daß nach dem Umschwung, welchen unser öffentliches Leben seitdem erfahren, dieser Mangel schlechthin unerträglich geworden und daß also hier vor Allem auf Abhülfe gedacht werden muß.

Auch ist dieser Umstand von unseren neuesten Dramatikern in der That nicht unbemerkt geblieben; fast sämmtliche Versuche derselben, die in den letzteren Jahren aufgetaucht sind, zeigen ein höchst anerkennenswerthes Bestreben nach dramatischer Charakteristik und sind in dieser Hinsicht einem guten Theil ihrer Vorgänger, darunter selbst solchen, die zu ihrer Zeit sehr gefeiert wurden, weit vorzuziehen.

Aber auch wenn er dichtet und wenn er Theaterstücke schreibt, hat der Deutsche noch immer viel Aehnlichkeit mit dem klassischen betrunkenen Bauer weiland Doctor Martin Luthers, der regelmäßig, wenn er mit Mühe auf der einen Seite seines Rößleins emporgeklet-

tert war, von der andern wieder herabpurzelte. Den Mangel an Charakteristik legen unsere neuesten dramatischen Versuche mehr und mehr ab, aber sie fallen dafür in einen andern kaum minder gefährlichen Irrthum: nämlich in den Irrthum einer outrirten, künstlich forcirten, darum unwahren, unkünstlerischen Charakteristik. Hatten wir sonst Dramen, in denen es vor lauter „schöner Sprache", vor lauter geistreichen oder pikanten Sentenzen und glänzenden Abgängen zu gar keiner wirklichen Charakteristik kam, und die daher auch, trotz jener Sentenzen und trotz dieser Abgänge, ja trotz des augenblicklichen Beifalls, den sie sich sogar von den Brettern herab erwarben, dennoch für die praktische Bühne so gut wie nicht vorhanden waren: so bietet dagegen die neueste Phase unserer dramatischen Entwicklung uns den Anblick von Stücken dar, in denen die Charakteristik bis zur Carrikatur getrieben wird, Stücke, die überhaupt nur vorhanden zu sein scheinen, um gewisse psychologische Probleme, auf die der Poet sich in krankhaftem Gelüst nun einmal versessen hat, wohl oder übel und unbekümmert um das Ganze der dramatischen Composition, zu lösen und die denn auf diese Art ebenso unausführbar werden und der Praxis des Theaters ebenso verloren gehen, wie jene früheren. Wir geben zu, daß ein Poet, der Charaktere übertreibt und forcirt, noch immer mehr Hoffnungen er-

weckt, als jener, bei dem es überhaupt zu keiner Charakteristik kommt; Fehler des Reichthums sind allemal minder hoffnungslos und lassen sich leichter verbessern als Fehler der Armuth. Aber nur ein ganzes Drama, daß aus Charakteristik und Handlung oder vielleicht noch besser gesagt: aus handelnden Charakteren, charakteristischer Handlung bestehen soll, zur bloßen Folie eines psychologischen Zerrbildes, zum bloßen Experiment für ein krankhaft übertriebenes Gelüste des Poeten zu machen — das dünkt uns denn allerdings auch ein Fehler, und zwar ein solcher, mit dem auch das reichste Talent und die glücklichste Begabung unmöglich auf die Dauer bestehen kann.

Und doch liegt auch diesem Irrthum wieder etwas Anderes und Größeres zu Grunde als blos die mangelnde Einsicht oder die Laune der einzelnen Dichter: nämlich ein Gebrechen der Gegenwart selbst. Jede Zeit sucht in der ihr eigenthümlichen Poesie mit Vorliebe dasjenige darzustellen, was ihr selbst noch fehlt, wonach sie ringt und arbeitet, ohne es doch schon erreichen zu können; nicht blos für die einzelnen Poeten, auch für ganze Völker, ganze geschichtliche Epochen ist die ästhetische Verkörperung ihres Ideals der Hauptanstoß und das vornehmste Thema der Poesie.

Nun aber fehlt es nach den traurigen Erfahrungen der letzten Jahre unserer Zeit und unserem Volke an nichts

so sehr als an gediegenen, männlichen Charakteren; die Scheere der Büreaukratie, der Zwang der Polizeiherrschaft, unter dem wir so lange gestanden, hat alle Geister so zurecht gestutzt und dermaßen auf dasselbe Niveau der Schwäche und Unbedeutendheit herabgedrückt, daß nicht nur die Kraft, sondern selbst auch der Muth der Besonderheit gebrochen ist. Einzelne Beispiele hier anzuführen, wäre überflüssig; jedes Blatt aus der Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit liefert deren zu Dutzenden; nicht an der Unreife des Volks noch an der List der Gegner, oder doch wenigstens nicht blos an ihr, sondern hauptsächlich daran ist die Erhebung Deutschlands zu Grunde gegangen, daß der Masse die Führer, dem richtigen Moment die richtigen Männer, der großen Zeit die großen Charaktere gemangelt haben.

Das Bewußtsein von dieser Lage der Dinge hat allmählich die ganze Nation durchdrungen; es ist eine Weisheit, die auf den Gassen gepredigt wird — wie hätte sie der Poesie verborgen bleiben können? Im Gegentheil, bevor noch die Masse eine Ahnung davon hatte, war die Poesie, kraft ihres göttlichen Instincts, vor dem die Geheimnisse des Völkerlebens da liegen wie ein aufgeschlagenes Buch, schon längst im Klaren darüber: nur daß sie ihrer Natur gemäß ihre Einsicht nicht in Lehrsätzen und Reflexionen aussprach, sondern in Pro-

ductionen und plastischen Schöpfungen. Die Poesie will gut machen, was das Leben versäumt hat, sie will dem Volke zeigen, was ihm noth thut — dürfen wir den Stab über sie brechen, wenn sie in diesem löblichen Eifer ihre Striche mitunter ein wenig zu stark zieht, ihre Farben etwas zu derb aufträgt? Der Mangel an gediegenen und kräftigen Charakteren in der Wirklichkeit erklärt die überschwenglichen und fratzenhaften Charaktere in den Werken unserer jüngsten Dramatiker; wäre das Leben nicht so arm an jenen, würde die Poesie nicht so reich sein an diesen; erst wenn das Leben die richtigen Männer zeugt, werden auch die Dichter das richtige Maß finden für die Schöpfungen ihrer Phantasie und ein in sich selbst befriedigtes, harmonisches und glückliches Zeitalter wird sich wiederspiegeln in einer neuen vollkommenen und klassischen Dichtung.

Arbeite denn, wer die eine wünscht, daß das andere nicht allzulange ausbleibt; am wenigsten aber zürne man den Dichtern, wenn sie bis dahin nur Fragmente und Versuche liefern und es sich lieber bequem machen in der breiten, episodischen Form des Romans und des erzählenden Gedichts als daß sie um den Preis des Dramas vergebliche Kämpfe wagen.

Dichter und Schauspieler.

Das Verhältniß der Schriftsteller und Künstler zum Publikum ist in Deutschland noch immer etwas eigenthümlicher Art; sind auch die Zeiten längst vorüber, wo man sich einen deutschen Poeten nicht wohl anders vorstellen konnte, als mit abgeschabtem Rock oder wo „Schauspieler, Musikanten und andere Vagabonden" für eine ganz natürliche und richtige Zusammenstellung galten, so fehlt doch noch immer viel, daß das deutsche Publikum zu seinen Schriftstellern und Künstlern, selbst auch den beliebtesten, jenes intime, fast zärtliche Verhältniß einnähme und ihnen jene ausdauernde Theilnahme widmete, wie es in einigen andern Ländern, ganz besonders in Frankreich der Fall ist. Der gute Magen, den die Kirche hat, ist sprichwörtlich geworden; aber auch der weltliche Papst, das Publikum, das sich ebenso infallibel hält und sich den Pantoffel ebenso gern küssen läßt, wie der Papst zu Rom, erfreut sich ebenfalls eines außerordentlich gesegneten Appetits, besonders bei uns in Deutschland, wo es

Bücher und Komödien, Dichter und Schauspieler, Staatsmänner und Generale, Revolutionen und Parlamente, Alles mit derselben Gemächlichkeit hinunterschlingt und das Verschlungene sofort und in den meisten Fällen für immer vergißt. Es wird nicht gerade fett davon, das deutsche Publikum, aber dafür, wie es solchen Vielessern zu gehen pflegt, desto träger; es gewöhnt sich ordentlich daran, Alles nur als gute Beute seines Heißhungers zu betrachten, in einem solchen Grade, daß es ihm zuletzt, wie dem Vogel Strauß, einerlei ist, ob es wirkliche gesunde Nahrung oder glühende Kohlen und Steine verschlingt.

Und das ist denn eine von den Schattenseiten, welche der Gleichgültigkeit des deutschen Publikums gegen seine Dichter und Künstler anhaften. Denn an und für sich selbst möchten wir diese Gleichgültigkeit noch keineswegs tadeln; starke Charaktere und energische Talente werden sich davon jedenfalls mehr anspornen als niederdrücken und entmuthigen lassen. Die Lage unserer Literatur aber, und ebenso auch die gesammte Lage unseres öffentlichen Lebens, ist von der Art, daß wir in der That nur starke Charaktere und energische Talente gebrauchen und nur ihnen den Zutritt auf den Kampfplatz eröffnen können; wessen Haut nicht hart genug ist, um Schwielen und Wunden zu vertragen, wer die Stirn nicht der hei-

ßen Arbeit des Tages bieten kann, ohne daß sie ihm jeden Augenblick von einem Lüftchen des Beifalls gefühlt wird, wer nicht zur Noth auf alle äußerliche Anerkennung verzichten und sich nur mit dem Bewußtsein der Pflicht begnügen kann — der taugt für die heutige Weltlage überhaupt nicht und wird gut thun, sein verzärteltes Antlitz nicht über den Kreis der Weiber und Weiberknechte hinaus zu tragen. Die Geschichte unserer sogenannten Modedichter und Lieblinge des Publikums ist wie in vielen anderen, so auch in dieser Beziehung äußerst lehrreich; gleich den Wunderkindern, die auch in der Regel die miserabelsten Männer geben, dauert auch der Ruhm dieser jugendlichen „Lieblinge der Nation" meistentheils nur sehr kurze Zeit, um dann desto rascher, desto kläglicher zusammen zu schrumpfen, und endlich in gänzlicher Vergessenheit zu enden.

In so weit also könnte man die Kälte und Gleichgültigkeit unseres Publikums sich schon gefallen lassen; sie ist gleichsam ein kaltes Bad, das die Nerven stärkt und die Kraft der Glieder erhöht, während die jähe Hitze eines allzu raschen Erfolgs der Entwicklung des Talents ebenso schädlich ist wie die schwüle Luft der Schmeichelei und der Verhätschelung. Aber nur so weit freilich, daß sie in offenbare Theilnahmlosigkeit, in offen-

bare Undankbarkeit ausartet, soweit sollte die Sprödigkeit unseres Publikums niemals gehen, am wenigsten gegen diejenigen, die ihm ein langes arbeitreiches Leben gewidmet haben und die es selbst Jahrelang durch seinen Beifall, seine Bewunderung ausgezeichnet. Zieht Euch immerhin den Regenmantel der Gleichgültigkeit um die Schultern — das Meiste, was unsere Hipokrene heut zu Tage noch spendet, ist in der That nicht mehr werth, als daß man es kalt und still an sich herunter gleiten läßt. Aber wenn Männer von Euch scheiden, denen Ihr viele Jahre hindurch, selbst noch bis zum Augenblick ihres Todes, Kränze gewunden und Lorbeeren gespendet habt, dann sollte der finstere Schooß des Grabes wenigstens nicht mit dem Manne zugleich auch das Andenken verschlingen, es sollte wenigstens noch eine Spur, noch ein Hauch übrig bleiben von jenen Freuden, welche seine Thätigkeit Euch geboten, so wie von jenem Beifall, mit dem ihr selbst ihn, so lange er lebte, gefeiert. Es wäre das nicht blos eine Pflicht der Pietät gegen den Dahingegangenen, es ist auch eine Pflicht der Ehre, welche eine Nation gegen sich selber hat und von der sie sich selbst dann nicht freisprechen sollte, wenn ein veränderter Geschmack die Leistungen der Verstorbenen vielleicht nicht mehr so hoch anschlagen kann als es früher geschehen ist oder wenn sie selbst nachträglich in min-

der günstigem Lichte erscheinen sollten, als es früher der Fall gewesen.

An dieser Pietät aber und dieser Consequenz gegen sich selber und seinen eigenen Geschmack läßt der Deutsche es noch immer ganz außerordentlich fehlen; trotz der veredelten geselligen Sitte und trotz der verbesserten Gesetzgebung ist noch immer etwas in ihm, das an die ehemalige Geringschätzung der Dichter und Künstler erinnert; so rasch der Deutsche unserer Tage auch ist, junge Berühmtheiten zu extemporiren, ja ein solches Gelüste er darnach hat, sich immer neue Götzen zu schaffen, blos damit er etwas habe, wovor er sich in den Staub werfe, so langsam ist er, bewährtes Verdienst anzuerkennen und in dem gebührenden Andenken zu erhalten.

Doch darf man allerdings auch hievon die Schuld nicht dem Publikum allein beimessen. Auch das Verhältniß unserer Dichter und Künstler zum Publikum würde besser, ihre Wirksamkeit lebendiger, ihr Andenken dauernder sein, wenn unsere Literatur und Kunst im Allgemeinen nicht noch viel zu abstract wäre, nicht noch immer viel zu einsiedlerisch für sich zu leben suchte und sich zu wenig um die Wirklichkeit des nationalen Lebens und seine nächsten und natürlichsten Interessen kümmerte. Eine Literatur, die größtentheils nur von Schriftstellern für Schriftsteller geschrieben wird, hat ebenso wenig Anspruch

auf nationale Theilnahme, wie eine Kunst, die ihre Aufgabe für gelöst hält, wenn sie den akademischen Kanon getreulich inne hält und von Kunstkritikern und Kunstmäcenen gelobt und gepriesen wird. Das deutsche Publikum ist spröde, ja: aber pflegt die Gunst einer spröden Schönen nicht am allereifrigsten gesucht zu werden? Spröde oder nicht, kalt oder warm, einerlei — das Volk ist nun einmal der einzig mögliche, einzig fruchtbare Boden für alle künstlerischen Leistungen, die noch etwas mehr als bloße Dilettantenversuche sein wollen; wie die ritterlichen Sänger des Mittelalters darum nicht aufhörten ihre Damen zu feiern, wenn ihnen auch niemals ein Strahl ihres Auges, ein Lächeln ihres Mundes zu Theil ward, so sollen auch Dichter und Künstler nicht aufhören, bei Allem, was sie dichten und denken, immer die Nation und das nationale Leben im Auge zu behalten; sollte auch ihr eigener persönlicher Ruhm keine Frucht davon haben, so kommt es doch ganz gewiß über kurz oder lang als ein unbekanntes, namenloses Scherflein dem Volke selbst zu Gute.

Und so liegt die Schuld denn also unzweifelhaft auf beiden Seiten und nur davon kann das Publikum bei uns nicht freigesprochen werden, daß es die Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Literatur, die in den meisten Fällen nur allzu gerechtfertigt ist, zuweilen auch

auf solche Personen und auf solche Fälle überträgt, wo dieselbe zur offenen Undankbarkeit und Rohheit wird.

Oder wie anders will man es nennen als Undankbarkeit, wenn das Publikum einen Dichter dahin scheiden sieht, der es reichliche dreißig Jahre hindurch mit den Gaben seiner Phantasie und seines Witzes unterhalten, der mehr Stücke geschrieben und die deutsche Bühne vollständiger beherrscht hat als es seit Kotzebue's Tode von irgend einem deutschen Schriftsteller geschehen — und weder das Publikum noch die Literatur, weder die Bühne noch die Kritik hat für den Dahingeschiedenen ein Wort des Dankes und der Anerkennung, ja selbst nur des ruhigen geschichtlichen Urtheils? Was anderes ist es als Rohheit, wenn unmittelbar vor unsern Augen, von einem dunkeln Geschick ergriffen, ein Schauspieler dahin geht, mitten in der Blüthe seiner Jahre, in der vollsten, frischesten Kraft seines Talentes, der uns unzählige Male gerührt und erheitert hat, den wir, so lange er unter uns weilte, unzählige Male als einen der ersten deutschen Schauspieler priesen, auf den wir stolz waren als auf einen der wenigen Ueberreste edlerer deutscher Bühnenkunst — und der nun doch in seinem frühzeitigen Grabe ebenso unbeachtet schlummert und ebenso unverstanden, als wäre er ein namenloser Anfänger gewesen?

Am 13. Januar 1849 starb Jean Baptiste Baison, ohne Widerspruch eines der bedeutendsten Talente und einer der strebsamsten Geister, welche die deutsche Bühne jemals besessen; fünf Jahre sind seitdem verflossen und noch ist ein flüchtiger Lebensabriß, herausgegeben von einem ungenannten Standesgenossen des Verstorbenen, das einzige Denkmal, das die Literatur, an deren Entwicklungen er so lebhaften, so rastlosen Antheil nahm, ihm errichtet hat — und noch hat es in dem großen, reichen, glänzenden Hamburg erst einer ehemalige Schülerin des Dahingeschiedenen, einer Tänzerin (Lucile Grahn) bedurft, um nur wenigstens die Stätte zu bezeichnen, wo der Liebling des Hamburger Publikums, der letzte Director jenes Hamburger Stadttheaters, das man nicht nennen kann, ohne dabei sofort an Lessing, Eckhoff und Schröder zu denken, seinen letzten Schlummer schläft!

Zwei Jahre später, ein hochbejahrter, gleichwohl noch ungebrochener Greis, stirbt zu Berlin Ernst Benjamin Salomon Raupach, der Verfasser von fast Einhundert und zwanzig Stücken, welche beinahe ohne Ausnahme sämmtlich über die Berliner und der Mehrzahl nach auch über die übrigen Bühnen Deutschlands, große wie kleine, gegangen; ein Dichter, über dessen poetische Eigenschaften und Leistungen man vielleicht sehr verschieden urtheilen kann, der aber jedenfalls, sei es nun zum Vortheil,

sei es zum Nachtheil unserer dramatischen Literatur, derselben für längere Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt und mehr Rollen geschaffen und mehr Schauspieler groß gezogen hat als irgend ein Schriftsteller seit Kotzebue's Zeiten; dabei ein Mann von eigenthümlich energischem Charakter, der seine persönliche Würde mit derselben Entschiedenheit auf den Parquets der Vornehmen und Großen, wie auf den noch schlüpfrigern Brettern des Theaters zu behaupten wußte. Drei Jahre sind seitdem vergangen und einige Zeitungsartikel und Journalcorrespondenzen abgerechnet, welche seinen Tod als Neuigkeit brachten, hat sich auch über seinem Grabe noch kein anderes literarisches Denkmal erhoben, als eine kurze biographische Skizze, welche die Wittwe des Verstorbenen herausgegeben hat und die ihren Ursprung natürlich mehr dem Herzen der Gattin und Freundin als einer parteilosen historischen Würdigung verdankt.

Wenn wir uns nun hier anschicken, diese Versäumniß nachzuholen, so geschieht es mehr, um auf die Lücke aufmerksam zu machen, welche unsere jüngste Literatur- und Kunstgeschichte auf diesem Punkt noch darbietet, als um sie hier selber auszufüllen. Was uns aber am Meisten dazu bestimmt, das ist der seltsame Gegensatz, der zwischen dem alten Dichter und dem jungen Schauspieler hindurchgeht und der in seinem tiefsten Grunde doch auf

einer ebenso wundersamen Aehnlichkeit Beider beruht. Beide standen, der Eine als Bühnenkünstler, der Andere als Bühnendichter, dem Publikum näher und lernten die Eigenthümlichkeiten desselben genauer kennen, als unsere Schriftsteller und Künstler es sonst zu thun pflegen; Beide verbanden mit einer großen und energischen Leidenschaftlichkeit, die darum bei Raupach nicht geringer war, weil er sie weniger häufig zu Tage treten ließ, als der heißblütige, brauseköpfige Schauspieler, eine ungewöhnliche Gabe der Reflexion, einen großen praktischen Verstand und ein wahrhaft verhängnißvolles Talent, auf die Schwächen ihrer Umgebung, am Meisten aber des Publikums selbst zu speculiren; Beide wollten das deutsche Publikum aufrütteln aus seiner Gleichgültigkeit, Beide waren ehrgeizig, Beide dürstete nach Erfolgen — und Beide gingen darüber zu Grunde.

Und zwar Beide auf dieselbe Weise: der Dichter gab, um äußerlich zu triumphiren, sein edleres poetisches Theil dahin; der Schauspieler, zum Schauspielunternehmer geworden und in ungünstiger Zeit mit der Last eines verwickelten und umfangreichen Geschäfts beladen, opferte ebenfalls, wenn auch mit blutendem Herzen, die Kunst, um nur den Beifall des Publikums und damit das Geschäft zu erhalten.

Aber das Schicksal war gnädiger gegen den jungen Schauspieler als gegen den alten Dichter: es ließ Raupach über den Trümmern seines Ruhms alt und grau werden, aber es riß den Schauspieler mitten in der Kraft seiner Mannsjahre durch einen plötzlichen Tod jählings vom Schauplatz; Raupach starb an Altersschwäche, ein verdrießlicher laudator temporis acti, der sich selbst und seine Zeit überlebt hatte — Baison starb an gebrochenem Herzen. Wer wird nicht unter ähnlichen Umständen das Schicksal des letztern vorziehen? —

Ernst Benjamin Salomon Raupach wurde in Schlesien, in der Gegend von Liegnitz geboren (1784). Also in einer Landschaft, wo deutsche Reim- und Verskunst, nachdem sie vor Jahrhunderten einmal von hier aus einen Eroberungszug durch ganz Deutschland gehalten hatte, eine allgemeine populäre Fertigkeit geblieben war und noch bis auf diese Stunde geblieben ist. Noch bis auf diese Stunde ist Schlesien das wahre gelobte Land der Gelegenheitspoesie; wo der Norddeutsche sich mit einem zierlichen Compliment, der Süddeutsche mit einem kurzen herzigen Gruß oder nach Gelegenheit mit einem Fluch behilft, bei Verlobungen und Hochzeiten, bei Kindtaufen und Todesfällen, bei Feuersbrünsten und Wassersnöthen, zieht der Schlesier regelmäßig die Schleusen seiner Dichtung auf und widmet dem Ereigniß einige

passende oder unpassende Verse, nicht selten von so altväterischem Zuschnitt und in so steifen Alexandrinern, daß man ihnen die Herkunft von Opitz und Genossen noch deutlich ansieht. Es giebt oder gab doch noch vor Kurzem Localblättchen in Schlesien, in denen die gereimten Glückwünsche und Beileidsbezeugungen beinahe die einzigen Inserate bildeten; aller übrige Verkehr stand still oder war unerheblich, nur in der Reimschmiede gab es immer vollauf zu thun.

Seltsam genug indessen scheint der junge Raupach von diesem schlesischen Erbtheil nur wenig mit bekommen zu haben; wenigstens haben wir in den Ueberlieferungen, die wir seiner Wittwe verdanken und deren wir schon oben erwähnten, von kindischen Versspielen und Jugendgedichten, wie sie sich sonst wol in der Entwicklungsgeschichte angehender Dichter zu zeigen pflegen, nichts gefunden. Ueberhaupt scheint seine Kindheit ungewöhnlich ernst, beinahe finster gewesen zu sein. Sein Vater war Prediger, ein ernster Mann von strenger Sitte, der den Knaben in harter Zucht hielt und ihm selbst die gewöhnlichen Zerstreuungen und Spiele der Jugend im Kreise der Altersgenossen untersagte. Sein einziger Bruder war elf Jahre älter als er, mithin auch mehr ein Lehrer und Zuchtmeister für ihn als ein Gespiele; die vier Schwestern aber, die er außerdem hatte und von denen

drei jünger waren als er, scheinen eben so wenig Einfluß auf sein früh verschlossenes Gemüth geäußert zu haben als die Mutter, von der wir beinahe nur erfahren, daß sie arm und dürftig war.

Kaum nämlich daß der Knabe sein zehntes Jahr erreicht hatte, starb der Vater, die Familie in jener Bedrängniß zurücklassend, die für deutsche Predigerhäuser, gewiß nicht zur Ehre unseres Volks, noch zum Vortheil seiner sittlichen Ausbildung, fast sprichwörtlich geworden ist. Der ältere Bruder Fritz, der zur Zeit dieses Verlustes gerade in Halle studirte, entschloß sich rasch und ging auf den Rath französischer Emigranten nach Rußland, um daselbst als Erzieher nicht nur sein eignes Fortkommen zu finden, sondern auch die Mittel zur Unterstützung seiner Familie, insbesondere zur Erziehung seiner Geschwister zu gewinnen. Ernst Benjamin kam inzwischen auf das Gymnasium nach Liegnitz, wo er solchen Fleiß zeigte und sich so rasch entwickelte, daß er schon mit dreizehn Jahren in der ersten Klasse saß und ein Jahr später sogar öffentlich als Schulredner auftreten durfte. Von einer besondern Lebhaftigkeit der Phantasie jedoch oder auch nur von eigentlicher Jugendlichkeit scheint er auch in dieser Zeit nicht viel besessen zu haben; ein Brief von ihm an den Bruder Fritz in Rußland, der aus dieser Zeit aufbewahrt ist, läßt ihn

vielmehr als einen zwar frühreifen, aber auch stark altklugen Knaben erkennen. Doch soll er damals auf den einsamen Spaziergängen, die seine einzige Erholung bildeten, sich bereits „Romane und Erzählungen" ersonnen haben, „die mehr oder weniger schon die dramatische Form annahmen."

Im Frühjahr 1801 begab Raupach sich nach Halle, um daselbst drei Jahre hindurch nach dem Beispiel von Vater und Bruder Theologie zu studiren. Ueber sein Leben auf der Universität besitzen wir wiederum nur einige Briefe von ihm an den Bruder, dem es inzwischen in Petersburg als Erzieher und Lehrer dermaßen geglückt war, daß er ernstlich daran denken durfte, Ernst Benjamin nach Rußland nachkommen zu lassen und ihm einen Theil seiner einträglichen Praxis abzutreten. Auch diese Briefe wieder zeigen uns einen merkwürdig verschlossenen und überlegten Charakter; der Zwang der Noth, der ewig auf ihm gelegen, die Menge kleiner Entbehrungen und Rücksichtnahmen, zu denen er durch die Beschränktheit seiner Lage genöthigt gewesen, hatte ihn innerlich immer schroffer und herber gemacht, während er gleichzeitig durch eine gewisse absichtliche Unfügsamkeit und Rauheit seines äußerlichen Wesens seine Unabhängigkeit gleichsam wieder herzustellen und die Ungunst des Schicksals wenigstens vor seinem eignen Bewußtsein auszu-

gleichen suchte. Dabei fehlte es ihm keineswegs an der nöthigen Klarheit des Verstandes, das Gefährliche dieses Entwicklungsganges selbst einzusehen. Doch war die einseitige Verstandesbildung und dieser Trotz gegen alle natürlichen Empfindungen, in dem er sich wohl fühlte, über ihn selbst schon zu mächtig geworden, als daß er selbst in solchen Momenten mehr als ein bloßes müßiges Bedauern gehabt hätte, daß es gerade so und nicht anders. „Ich hatte," schreibt er im Herbst 1803 an seinen Bruder, „ohnstreitig ein gutes Herz, ich fühlte tief und heftig, und hatte für jedes Unglück, auch für das allerentfernteste, Thränen des Mitleides, und auch den Muth zu helfen, selbst wenn es über meine Kräfte ging. Ich würde dir mehrere Beispiele davon erzählen, doch zu was hülfe das. Hätte ich nur einen Freund gefunden, der mit mir gleich gedacht, der diese Gefühle in mir genährt hätte, so würde sich das Kindische, was noch dabei war, losgewickelt haben, und die dafür eintretende Festigkeit des reiferen Alters hätte mich gewiß zu einem wahren Menschen gemacht. Allein der fehlte mir; ich ward mit diesen meinen Gesinnungen verlacht und zum Gespött. . . . Diese und ähnliche Vorfälle stießen mich zurück, ich ward verschlossen und in mich gekehrt; ich fing an mich dieser menschlichen Empfindung zu schämen. . . . So begann ich dann allmählig mich für besser, als Andere zu hal-

ten, und die Verachtung, die ich gegen manche hegte, breitete sich nach und nach auf mehrere und fast alle meines Alters aus. Ich gab mir nie Mühe, mich ihnen zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben; daher habe ich bis auf den heutigen Tag nie einen wahren Freund gehabt und auch nie die Kunst erlernt, mir welche zu erwerben .... Die Achtung der Menschen weiß ich mir wol zu verschaffen, aber niemals ihre Liebe. Mich liebte Niemand, ich liebte Niemanden — lieben muß der Mensch — ich liebte mich also selbst.... Um nicht immer ausgelacht zu werden, affectirte ich ein rohes, unempfindliches rauhes Wesen, das ich in der That gar nicht hatte, wovon mir aber manches nach und nach anhing. Aus dieser und meiner Eigenliebe floß ein ungemeiner Starrsinn und der unbegrenzte Ehrgeiz, der mich stets antrieb, mich höher zu arbeiten als Andere, damit ich einen Grund mehr hätte, die zu verachten, die ich schon verachtete. Die einzig gute Folge davon war, ein wirklich anhaltender Fleiß .... Liebe zu den Wissenschaften hatte ich eigentlich wohl nicht .... mein Ehrgeiz hieß sie auch alle betreiben, die in meine Sphäre gehörten. ...."

In der That, ist es nicht das ganze spätere Bild des Bühnendichters Raupach, das sich in diesem Geständniß des angehenden Studenten enthüllt? Ist es nicht ganz

derselbe Starrsinn, mit dem er hier aus Verachtung seiner Umgebung sich selbst, wie später aus Verachtung des Publikums seine Muse knechtete? Man fühlt sich versucht, die Schlußworte des obigen Satzes zu parodiren: „Liebe zur Poesie hatte er eigentlich wohl nicht . . . . . aber sein Ehrgeiz hieß ihn Alles betreiben, was einmal in die Sphäre eines Poeten gehörte.“

Derselbe Brief erwähnt auch noch einer „Epoche zügellosen Studentenlebens,“ in welche er gleich beim Eintritt auf die Universität verfallen: „in dem Cirkel: wo er nun lebte, war durch Fleiß und Kenntniß keine Ehre mehr zu erwerben, wohl aber auf einem andern Weg.“ Doch fehlt es an charakteristischen Einzelheiten über dieses „schlechte Leben,“ das sich denn auch über das gewöhnliche rohe Burschenleben, wie es dazumal noch auf unsern Universitäten heimisch war, nicht viel erhoben zu haben scheint. Darum blieb es auch für die geistige Entwicklung des Dichters ebenso unfruchtbar, wie das Studium Voltaire's und Rousseau's, das er dazumal eifrig betrieb, aber wie es scheint, ebenfalls weniger aus innerm Drange, als aus äußerer Berechnung, um sich nämlich in der französischen Sprache, die dazumal noch viel unentbehrlicher war als heute, möglichst zu befestigen.

Dem Petersburger Bruder freilich und den Absichten, die er mit und für Ernst Benjamin hegte, sagte diese

Freundlosigkeit und Menschenverachtung eben so wenig zu, als das wüste Studentenleben, in das er theilweise gerathen war. Die Briefe des welterfahrnen Mannes sind eine fortlaufende Epistel über den Text, daß der Mensch sich in die Welt fügen und der Welt gefallen muß, um selbst in der Welt vorwärts zu kommen. „Du hast studirt" schreibt er ihm einmal, „du mußt dich also zu den Patriziern rechnen; dein Anstand, dein Herze, deine Handlungen müssen das Gepräge des Edlen tragen .... das schlesische Herumbeißen und das hallische Herumprügeln gehört für den Plebejer. Du willst hier dein Glück machen und du kannst es, aber nur als Mann, nicht als Student. ...."

Und ein ander Mal: „Bist Du ein preußischer Groschen, so giltst Du freilich nur in Schlesien, ein holländischer Dukaten aber gilt auch hier."

Solche Rathschläge und Vorstellungen waren gewiß recht praktisch: aber nur für den eigensinnig eckigen Raupach paßten sie nicht. Zwar folgte er der Einladung des Bruders nach Rußland (1804), wo er Anfangs mit ihm gemeinschaftlich in Petersburg lebte, bis Ernst Benjamin vortheilhaften Anerbietungen nach Moskau folgte. Doch hatte der Bruder nur wenig Ursache mit ihm zufrieden zu sein; mußte er auch seine Kenntnisse achten, besonders in der Geschichte, aus der er sich mit der Zeit ein Lieblingsstudium gebildet hatte, so ärgerte

ihn doch die mangelnde Schmiegsamkeit der Sitten, so wie die absichtliche Verschlossenheit und Kälte, in welcher der jüngere Bruder sich noch immer gefiel und die ihm aus dem Munde des Aeltern mehr als einmal ein unwilliges: „Vous êtes un animal“ zuzog.

Daß diese Herbigkeit der Sitten jedoch kein bloßes äußeres Ungeschick war, und daß auch hinter der Verschlossenheit seines Charakters sich nur eine langsam prüfende, ihre Zwecke sehr klar erkennende und unaufhaltsam verfolgende Berechnung verbarg, das zeigten die raschen und glücklichen Fortschritte, die er bei alledem in seiner Hofmeistercarriere machte. Nach kurzem Aufenthalt im Hause eines reichen, aber ungebildeten Russen, der den größten Theil des Jahres auf einem Gute fast 40 deutsche Meilen hinter Moskau zubrachte und dem er lediglich durch die Schroffheit seines Charakters imponirte, finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1807 in Petersburg im Hause einer vornehmen Dame wieder, deren jüngster Sohn, der spätere Vicegouverneur in Moskau, seiner Erziehung anvertraut war. Seine Stellung in diesem reichen und angesehenen Hause war nicht nur so einträglich, daß er dem Bruder, der inzwischen nach Schlesien zurückgekehrt war, jetzt sogar seinen Beistand anbieten konnte, sondern er durfte sich auch in einem Briefe an eben denselben „der unumschränkten Freiheit rühmen,“

die er in einem Hause genoß, „wo ihn Alles von der Frau bis zum letzten Bedienten fürchtete.“ Allerdings „gab es auch Stunden der Verstimmung und der Sehnsucht nach dem Vaterlande, wo“ (und wer möchte auch nicht hierin wieder eine Vorahnung jener Sentimentalität erkennen, die hinterdrein in seinen Trauerspielen oft auf so seltsame Weise explodirte?) „der Ton seiner Flöte ihn melancholisch machte und im Stande war, ihm Thränen hervorzulocken.“ Allein das hinderte ihn nicht, ruhig in Rußland auszuharren — warum? Sehr einfach: weil er in Rußland Geld verdiente und weil er entschlossen war „nicht leer zurückzukehren wie er geschieden.“

Das ist nun an sich wieder ein sehr praktischer Entschluß und beweist, daß Raupach bei aller Schroffheit und Herbigkeit seines Wesens doch in gewissen Dingen dem Weltlauf sein Recht sehr wohl einräumen konnte. Auch war er ja von Anfang an in keiner andern Absicht und aus keinem andern Interesse nach Rußland gegangen, als nur, wie der Amerikaner sagt, to make money; seine ganze Existenz in Rußland war nur ein Dienst am Altar der Nothdurft, ihr zu Liebe hatte er den trotzigen Sinn bezähmt und hatte Heimath und Studium verlassen — wer will ihn tadeln, daß er den beschwerlichen Weg wenigstens nicht umsonst gemacht haben, wenig-

stens nicht ohne klingenden Lohn aus seiner Dienstbarkeit zurückkehren wollte?

Aber im Munde eines angehenden Dichters sind diese Reflexionen und Berechnungen allerdings ein wenig auffällig. Und ein angehender Dichter war Raupach jetzt; schon in den Jahren 1807 und 1808 hatte er seine ersten Dichtungen, Timoleon, die Gründung Moskaus und andere geschrieben: während im Sommer 1811 schon jene Fürsten Chawansky vollendet waren, die dann einige Jahre später seinen Dichterruhm in Deutschland ausbreiten sollten. Aber auch diese und andere poetische Arbeiten hielt Raupach still bei sich verschlossen, ohne für jetzt an ihre Veröffentlichung zu denken. Dagegen verfolgte er mit Aufmerksamkeit, soviel es ihm von dieser Entfernung aus möglich war, die Strömung des öffentlichen Geschmacks in Deutschland; er wußte, daß über kurz oder lang doch die Zeit kommen mußte, wo er ins Vaterland zurückkehren würde, und so war es gut, für jeden möglichen Fall bei Zeiten das Fahrwasser zu prüfen und auf die Richtung des Windes zu merken.

In der That jedoch sollte diese Rückkehr sich ziemlich lange hinzögern. Im Jahre 1814 verließ Raupach das Haus seiner Gönnerin, um in Petersburg Privatunterricht in Sprachen und Geschichte zu geben; da seine

Schüler und Schülerinnen den ersten Häusern der Residenz angehörten, so war dieser Unterricht nicht nur sehr einträglich, sondern auch eine Menge ansehnlicher Verbindungen wurde Raupach dadurch eröffnet. Zwei Jahre später wurde er bei der Petersburger Universität als Ordinarius der philosophischen Fakultät, bald darauf als Professor der allgemeinen Weltgeschichte und der deutschen Literatur angestellt. Zu derselben Zeit verheirathete er sich mit einer jungen Schweizerin Cäcilie von Wildermeth, die als Erzieherin in dem Hause einer russischen Fürstin lebte und diese Stellung auch als Raupach's Gattin beibehielt. Doch war die Ehe nur von kurzer Dauer; schon zu Ende des Jahres 1817 verlor er die Gattin sammt dem von ihr gebornen Sohne, worauf er zur Ausfüllung seiner Einsamkeit den Unterricht der jungen Fürstin, den seine Gattin bis dahin geleitet hatte, übernahm.

Welche Ereignisse endlich Raupach's Weggang aus Rußland herbeigeführt, ist selbst seiner zweiten Gattin, deren Mittheilungen wir im Vorstehenden gefolgt sind, nicht völlig bekannt geworden. Doch scheinen politische Verdächtigungen dabei nicht ganz außer dem Spiel geblieben zu sein. Wie man denn überhaupt irren würde, wollte man glauben, Raupach sei damals oder später ein Bewunderer der russischen Politik quand même gewesen; nicht nur einzelne seiner Stücke, wie Isidor und Olga,

die Fürsten Chawansky 2c. lassen das Gegentheil wenigstens errathen, sondern er selbst soll sich auch in spätern Jahren in vertrauten Kreisen nicht selten mit großer Entschiedenheit in demselben Sinne geäußert haben.

Genug, im Spätherbst 1822 verließ er Rußland, brachte den Winter in Italien zu, und kehrte im folgenden Frühjahr nach Deutschland zurück, wo nun sein erster Schritt war, seine Entlassung aus russischen Diensten nachzusuchen.

Nachdem er diese mit dem schon bisher geführten Titel und Rang eines Kaiserlichen Hofraths erhalten, handelte es sich für ihn nun weiter darum, wo er seinen Aufenthalt nehmen — das hieß in seinem Sinne, über welcher Stadt und welchem Lande er die Sonne seines Ruhms sollte aufgehen lassen. Denn daß nur Niemand denke, hier kehrt ein bloßer pensionirter Kaiserlich Russischer Hofrath ins Vaterland zurück, ein ehemaliger Hofmeister, der sich durch Stundengeben ein kleines bequemes Vermögen gesammelt hat — o nein, hier war weit mehr als dies: dieser ehemalige Hofmeister führte nicht blos russische Rubel und Banknoten, er führte auch einen ganzen deutschen Parnaß in seinen Koffern mit sich — vor dem habt Respect! wo der einzieht, da zieht mit ihm auch eine neue Aera der Literatur ins Land!

Bei einem jüngern Manne wäre das eine bloße leere Großsprecherei gewesen. Aber Raupach, der gereifte, welterfahrene Mann, sprach es auch gar nicht aus: er dachte es nur in aller Stille und gelobte sich selbst, nicht eher nachzulassen, als bis er die stillen Gedanken zur offenkundigen Wahrheit gemacht. Die deutsche Poesie zählt (wie schon an einer früheren Stelle dieses Buches erwähnt wurde) verschiedene Beispiele von Dichtern, die erst in vorgerückten Jahren sich der Poesie zugewendet haben, oder doch zuerst als Dichter vor dem Publikum aufgetreten sind. Aber von allen ist keins so merkwürdig und bietet so überraschende Erscheinungen von Consequenz und Ueberlegung dar, wie es bei Raupach der Fall ist. Mit derselben zähen Geduld, mit der er in Rußland ausharrt, bei einer Beschäftigung, die ihm eigentlich zuwider ist, in einer Gesellschaft, die er eigentlich verachtet — thut Alles nichts, jetzt heißt es nicht sich amüsiren, jetzt heißt es Geld schaffen, von dem man hinterdrein mit Behaglichkeit leben kann: ganz ebenso sammelt er in aller Stille poetische Schätze, schreibt Stück auf Stück, macht Entwurf auf Entwurf, Alles für die Zeit, wo er endlich damit vor das deutsche Publikum treten wird, nicht anders als ein reicher Mann in der Hungersnoth, und wird jeden Geschmack des Publikums mit vollen Händen befriedigen. Die spätere Fruchtbarkeit Raupach's verliert dadurch etwas von ihrem Auffallenden und

Anstößigen, indem ohne Zweifel angenommen werden darf, daß ein großer Theil dieser Stücke, die er dann späterhin nur so aus dem Aermel zu schütteln schien, schon in früherer Zeit geschrieben wurde: so daß also die Nichtachtung der Kunst und das Arbeiten auf Bestellung (pro Act funfzig Thaler) bei ihm doch nicht ganz so groß war, als es den Anschein hatte.

Aber auch das seltsam Anspruchsvolle erklärt sich daraus, mit dem Raupach, dessen Manieren, wie wir wissen, schon ohnedies nicht die verbindlichsten waren, bei seiner Rückkehr nach Deutschland persönlich auftrat. Der Erfolg der poetischen Arbeiten, die er bis dahin hatte drucken lassen, berechtigte ihn zu diesem Versuche noch keineswegs; weder der Timoleon, der 1814 zu Petersburg, noch die Fürsten Chawansky, die Erdennacht, die Gefesselten und Anderes, was seit 1818 in Leipzig im Druck erschienen war, hatte bis dahin ein besonderes Aufsehen gemacht. Aber das war ja auch erst der Anfang, Raupach sondirte damit noch erst das Terrain — in sich selbst fühlte er schon die ganze trotzige Energie, die ganze nüchterne Berechnung, wie einst auf die russische Gesellschaft, so nun auf das deutsche Publikum angewendet; wie hätte er sich da seines Sieges nicht sicher fühlen sollen?

Es sind uns aus dieser Zeit zwei Anekdoten aufbewahrt, beide aus zuverlässiger Quelle und beide für unsern Dichter überaus charakteristisch. Aus Italien zurückgekehrt, begab Raupach sich nach Weimar, in der Absicht, daselbst seinen Aufenthalt zu nehmen. Und welcher andere Ort in Deutschland hätte auch für den nahenden Messias der Deutschen Bühne geeigneter sein können als dieser alte klassische Dichtersitz? Aber Goethe, der eben damals (1823) im Zenith seines persönlichen Ansehens stand, nahm den versteckten großen Mann nicht mit derjenigen Zuvorkommenheit auf, welche derselbe von ihm erwartet hatte. Raupach (wir lassen die Wittwe sprechen, die man doch gewiß für einen wohlgeneigten Zeugen halten darf) war zu Goethe „in der vollen Kraft des Geistes gekommen, im Bewußtsein des Wollens und Könnens;“ er hatte auf einen „wechselseitigen Tausch der Gedanken gerechnet“, sowie auf „Belehrung über die auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in Deutschland ihm noch unbekannten Verhältnisse“. Allein er ward „von dem Minister-Goethe vornehm, höflich-kalt und wortkarg empfangen“ — und das „ertrug Raupach selbst von Goethe nicht“. So geneigt er gewesen war, sich in dem „deutschen Ferrara“ anzusiedeln und so viel Günstiges ihm der Ort übrigens bot, so war doch diese eine Begegnung hinreichend, seinen gan-

zen Plan zu zerstören: er kehrte Weimar den Rücken und begab sich nach Berlin.

Beinahe noch charakteristischer ist ein Vorfall aus derselben Zeit, den Holtei im vierten Bande seiner „Vierzig Jahre" erzählt; wir bedienen uns seiner eignen Worte. „Einer Bekanntschaft", sagt er, „habe ich noch zu gedenken, die ich damals machte und die mir doppelt merkwürdig ist, weil sich an die ersten Worte, mit denen sie begann, eine für den Theaterschriftsteller bedeutende Betrachtung knüpft. Raupach, von dem ich mehrere bereits im Druck erschienene, aber auf keiner Bühne gegebenen, vielleicht auch nicht darstellbare, Dichtungen kannte, fand sich in Berlin ein, um diesen Aufenthaltsort mit seinem bisherigen, mit Petersburg, zu vertauschen. Ich wurde ihm durch Hitzig vorgestellt, und da ich ihm, mit meiner sorglosen Treuherzigkeit, als schlesischen Landsmann entgegenging, fand ich mich durch sein zurückhaltendes, fast kaltes Benehmen ein wenig erschreckt. Er kam eben aus dem Theater, wo er das (leider auf allen deutschen Bühnen beliebte) Stück: „Der Bräutigam aus Mexiko" mit angesehen hatte. Ich war ein großer Gegner dieses und aller übriger Kinder Claurenscher Muse . . . . Ich fand seine Stücke abscheulich, nach meiner Ansicht; eine Ansicht, die ich bei meinen heutigen Gesinnungen von der Sache um Vieles milder

aussprechen würde, die ich aber damals, im Gespräch mit Raupach, so schroff als möglich kund gab, ihn bedauernd, daß er gerade eine solche Komödie zuerst mit ansehen müssen. Raupach nahm eine Priese und erwiderte: „Nun ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, sehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennen zu lernen, den ich einschlagen soll, um auf das deutsche Theater Einfluß zu gewinnen. So lang ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei Allem, was dem Publikum behagt, muß man im Stande sein, die Gründe aufzufinden, warum dies geschieht? Und ist man erst darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderem Wege!""

„Diese mit Festigkeit und vollkommener Ruhe gesprochenen Worte (setzt Holtei hinzu) frappirten mich sehr. Aber sie erhielten für mich erst ihre ganze Bedeutung, als derjenige, welcher sie ausgesprochen, sich bald nachher der deutschen Bühne von Berlin aus bemächtigte, und sie durch die Kraft seines Wollens länger als ein Jahrzehend beherrschte."

Und in der That, wer könnte in dieser Aeußerung den späteren Berliner Hoftheaterdichter verkennen, der seine Stücke nach der Elle lieferte, soviel Ellen Hohenstaufen, soviel Ellen Cromwell, heut in Jamben, morgen in

Prosa, heut heroisch klassisch, morgen melodramatisch volksthümlich, hier eine Wahnsinnsscene, dort ein Frauenzimmer in Hosen, Alles, wie der Markt es eben verlangte und wie Publikum und Intendanz es haben wollten?

Aber auch dabei wieder muß man nicht nur die Energie anerkennen, mit welcher Raupach das einmal gesteckte Ziel verfolgte, sondern auch die feine Witterung müssen wir bewundern, mit der er Zeit und Ort für sein Unternehmen auszuwählen verstand. Diese Raupach'sche Dramatik, ein bloßes Product des berechnenden Verstandes wie sie ist, ohne Schwung, aber sehr pathetisch, ohne Leidenschaft, aber sehr lehrhaft und sehr wohl gezogen, wäre zu jeder andern Zeit unmöglich gewesen, ausgenommen in dieser Restaurationsepoche, in welche sie wirklich fiel und deren doctrinäre Dürre und Armseligkeit sie genau mit so viel poetischem Flitter bekleidete wie nöthig war, damit dieselbe sich vor sich selbst doch nicht gar zu sehr langweilte.

Und ebenso gab es in ganz Deutschland auch keinen günstigern Ort dazu, als das damalige Berlin mit seiner militairischen Nüchternheit, seinem herzlosen Büreaukratismus, der sich doch so gelehrt, so tiefsinnig vorkam, und seinem schwunglosen, kasernenhaften Absolutismus, der dabei doch so mild, so väterlich erscheinen wollte. Rechnet man dazu ferner die eigenthümliche Unfruchtbarkeit,

die das berliner Leben auf dem Felde der Poesie auszeichnet, damals wie jetzt, im Vergleich mit der Raupachschen kaninchenmäßigen Produktivität, die unter diesen Umständen noch weit wunderbarer erscheinen mußte, sowie das Bedürfniß einer Bühne, deren großartige Mittel in künstlerischer sowohl wie in scenischer Hinsicht denn doch wenigstens Beschäftigung und Anwendung verlangten, auch wenn dieselbe nicht immer die würdigste sein sollte: so wird man aufhören, sich über die Vollständigkeit zu verwundern, mit der Raupach seine Absichten in Berlin durchsetzte, indem er sich im Zeitraum weniger Jahre zum Liebling des Berliner Publikums, zum Dictator der Königlichen Bühne, ja selbst zum Günstling eines Hofes machte, der damals nur sehr wenig literarisches Interesse zeigte. Zum persönlichen Ruhme muß es ihm dabei nachgesagt werden, daß, so abhängig er auch innerlich vom Publikum war und mit so kalter Berechnung er auf die wohlbekannten Schwächen desselben speculirte, er sich in seinem persönlichen Auftreten in Berlin doch ebenso schroff und ebenso selbständig erhielt, wie er es in Moskau und Petersburg gethan; sowohl im Verkehr mit dem Theater, wie auch im Umgang mit den Großen des Hofes, blieb er derselbe schroffe, unzugängliche Murrkopf mit den kurzen sarkastischen Aeußerungen, als den wir ihn schon in den frühesten Jahren kennen gelernt haben.

Und war er denn selbst dem Publikum gegenüber viel anders? Er hatte die Schwächen desselben studirt, er hatte ihnen geschmeichelt, hatte sie gehätschelt und gepflegt — aber nur so lange, bis er des Publikums sicher war. Nachdem er in der öffentlichen Gunst einmal fest saß, nachdem er Hof und Gesellschaft für sich gewonnen, nachdem er namentlich und ganz besonders die künstlerischen Kräfte der Bühne für die eigenthümliche Art seiner Stücke so zugerichtet und so gewöhnt hatte, daß sie zu allem Anderen so gut wie untauglich geworden waren und aus dem Banne dieser hohlen Raupach'schen Rhetorik gar nicht mehr herauskommen konnten — seitdem und alsobald kehrte er auch den Spieß um; aus dem Schmeichler wurde ein Herr, aus dem Diener ein Tyrann. Wir zweifeln, ob es in der ganzen deutschen Theatergeschichte noch einen zweiten Fall giebt, der sich auch nur von Weitem vergleichen ließe mit der Knechtung und der Abhängigkeit, in welcher Raupach, nachdem er einmal ans Ruder gelangt war, das Berliner Publikum und die Berliner Bühnenkünstler erhielt. Man täuscht sich gewöhnlich auswärts sehr über die Dauer des Beifalls, welcher Raupach vom Berliner Publikum gezollt ward. Seine wirkliche Blüthezeit, das heißt die Zeit, wo das Publikum sich für seine Stücke wirklich enthusiasmirte oder sie doch mit Beifall und Be-

hagen aufnahm, hat nicht viel länger gedauert als bis Ende der Zwanziger, höchstens Anfang der Dreißiger: also genau nur so lange wie die Restaurationsepoche selbst, die bekanntlich mit der Julirevolution moralisch zu Grunde ging und deren letzter dramatischer Leibpoet Raupach ebenso ist, wie Müllner, Houwald und Grillparzer ihre ersten waren. Schon zu Anfang der Dreißiger, als Raupach noch sehr vergnügt den endlosen Flachs seiner Hohenstaufen-Spindel abspann, hatte das Publikum (und zum Theil sogar die Schauspieler) ihn bereits herzlich überdrüssig; man sehnte sich sehr nach etwas Neuem, Frischem, und die gehäuften Niederlagen, welche Raupach schon seit dem Jahre vier oder fünf und dreißig an der Königlichen Bühne erlitt, als da waren Themisto, Prinz und Bäuerin, Boris Godunow rc. erregten schon damals viel heimliche Schadenfreude. — Raupach wußte das; er wußte auch, daß die Kritik ihn überhaupt nur sehr gering achtete; ja noch in der lebhaftesten Epoche seiner theatralischen Wirksamkeit mußte er es erleben, daß die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, ein Blatt, das damals bekanntlich fast officielles Ansehen hatte, eine wahrhaft vernichtende Kritik seiner dramatischen Dichtungen (von Roetscher) brachten.

Allein was fragte Raupach nach der Kritik? Gerade soviel wie nach dem Murren des Publikums. Ein Sieg

freute, eine Niederlage kümmerte ihn nicht; hatte ein Stück von ihm nicht gefallen, so nahm er es mit kaltblütigster Ruhe zurück; es war eben ein Geschäft, das er betrieb, und bei einem Geschäft, das versteht sich von selbst, können nicht alle Speculationen glücken. Auch war ihm ja die Hauptspeculation so vollständig gelungen, daß einzelne Niederlagen daran nichts mehr ändern noch verderben konnten; ein vortheilhafter Contract sicherte ihm auf eine Reihe von Jahren die Aufführung aller Stücke, die irgend aus seiner Feder hervorgehen würden, zu einem Honorarsatze, der im Vergleich zu dem sonst üblichen nicht blos sehr anständig, sondern sogar glänzend genannt werden mußte, und mit Rücksicht auf den es sich denn freilich erklärt, warum Raupach eine Zeit lang nichts als sechsactige Tragödien schrieb — jeder Act waren funfzig Thaler mehr.

Erst mit Anfang der vierziger Jahre, wo denn nun freilich eine ganz neue Zeitrichtung und auch ein ganz neuer poetischer Geschmack zur Herrschaft gekommen war, endete diese wundersame Gewaltherrschaft. Sein Rücktritt war unbeklagt, zum Theil sogar von Zischen begleitet, wie der Rücktritt von Tyrannen zu sein pflegt; mit jener Undankbarkeit, die wir im Eingang dieses Aufsatzes charakterisirt haben, vergaß das Publikum die Dienste, welche der Dichter ihm in früheren Jahren

geleistet und hatte nur noch ein Gedächtniß für seine Schwächen.

Seitdem lebte er in grilliger Zurückgezogenheit auf wenigen Umgang beschränkt, seine Verachtung des Publikums, der Bühne, ja der Kunst selbst laut und unumwunden äußernd. Die Ereignisse von Achtundvierzig erschütterten ihn außerordentlich; sowohl seine geselligen Verbindungen als die vieljährigen Dienste, die er der Restauration geleistet, hatten ihn zu einer Art von hausbackner Loyalität gebracht, die durch den scheinbar so plötzlichen Hereinbruch der Revolution sich aufs empfindlichste verletzt fühlte. Er suchte einen Anhaltspunkt, indem er sich, vier und sechszig Jahre alt, mit einer berliner Schauspielerin vermählte, die er seit fast zwanzig Jahren kannte und schätzte und die ihm denn auch den Abend seines Lebens nach Möglichkeit erheitert hat. Selbst zu neuen dramatischen Arbeiten (der Kegelspieler, der Dolch) fühlte er sich begeistert; dieselben sollten der siegenden Reaction zur Stütze dienen, erregten jedoch in Wahrheit, als traurige Produkte der Altersschwäche, nur das Hohnlachen der Gegner und das noch kränkendere Achselzucken der alten Freunde.

Und so ist er endlich zu Anfang des Jahres 1851 heimgegangen, vom Publikum unbeklagt, fast unbeachtet, und wiewohl sein äußeres Leben glücklicher gewesen ist und reicher an Erfolgen, als das der meisten deutschen

Dichter, besonders der Theaterdichter — er hatte doch wie Schlemihl seinen Schatten verloren; wer wagt zu behaupten, daß er glücklich gewesen?! — —

Derselbe Ausruf wie an diesem späten, drängt sich uns auch an Jean Baptiste Baison's nur allzufrühzeitigem Grabe auf. Auch Baison's Leben ging aus ärmlichem, freudlosem Dunkel hervor; selbst der wohlthätige Halt der Familie, wie er dem jungen Raupach doch noch immerhin zu Theil geworden war, blieb ihm versagt. Jean Baptiste Baison wurde am 24. October 1812 in Hattersheim bei Mainz geboren. Kurz darauf wurde das Haus seiner Aeltern durch die Russen, welche bei der Verfolgung der Franzosen auch nach Hattersheim gekommen waren, in Brand gesteckt; sein Vater, der nach Angabe unserer früher erwähnten Quelle der Sohn wohlhabender französischer Emigranten war, kam dadurch um alles das Seinige. Er mußte Hattersheim verlassen und schätzte sich glücklich, in Mainz eine kleine Stelle bei der Polizei zu erhalten, durch die er sein Leben nothdürftig fristete.

Baison's Kindheit war unter diesen Umständen höchst traurig. Sein Vater war nicht blos arm, er war auch roh und gewaltthätig. Die Mutter war durch häufige Mißhandlungen bereits abgestumpft und gleichgültig geworden; um so schutzloser waren die Kinder der Wildheit des Vaters Preis gegeben, der sie oft um der ge-

ringfügigsten Ursache willen den grausamsten Züchtigungen unterwarf.

Doch konnte weder Armuth noch Mißhandlung die frische Jugendkraft brechen, die in Jean Baptiste schäumte. Noch in reiferen Jahren zeichnete Baison sich nicht nur durch seine hohe schlanke Gestalt, seine scharfgeschnittenen geistreichen Züge und den leuchtenden Glanz seines dunkeln, fast stechenden Auges, sondern auch durch die seltene Geschmeidigkeit seiner Glieder aus, die seinem ganzen Auftreten, sowohl auf der Bühne wie im gewöhnlichen Leben, eine eigenthümliche Elasticität verlieh. Zu dieser Geschmeidigkeit hatte er den Grund schon in seinen frühesten Knabenjahren gelegt; in allen körperlichen Uebungen wohlerfahren, ein ebenso gewandter wie unerschrockener Ringer, der verwegenste Kletterer weit und breit, war er der Anführer aller tollen und übermüthigen Streiche, die in dem ganzen Stadtviertel verübt wurden. Der ungenannte Biograph theilt in dieser Beziehung einige Züge mit, die wohl werth sind auch hier aufbewahrt zu werden. „Von zwei Messerklingen verfertigte er sich Schlittschuhe, auf denen er mit seltener Gewandtheit zu laufen verstand; mit der Schlüsselbüchse übte er sich im Schießen und brachte es so weit, daß er das Schwarze auf funfzig Schritte traf." Vor Allem aber wird seine verwegene, fast beispiellose Fertig-

keit im Schwimmen gerühmt. „Mit gebundenen Händen und Füßen", erzählt sein Biograph, „ließ er sich in den Rhein werfen, schwamm auch wohl unter kleinen Fahrzeugen durch und ging endlich eine Wette ein, daß er dasselbe Wagstück auch mit einem Dampfschiff ausführen würde". Das Bild, das uns davon erhalten, ist gar poetisch und anmuthig: mit einer Weidenkrone geschmückt, schwamm er lustig auf ein großes Dampfschiff zu, welches vollen Laufes den Rhein herunter kam, tauchte dichte vor demselben unter und erschien glücklich wieder auf der andern Seite, zum großen Jubel der Passagiere des Schiffes, welche den kühnen Schwimmer schon verloren geglaubt hatten. Ein anderes Mal war er gegen das Verbot seines Vaters ins Wasser gegangen und befand sich mitten im Strom, als er diesen plötzlich über die Brücke kommen sah. Voll Schrecken, wohl wissend, welches Schicksal ihn zu Hause erwartete, tauchte er sich tief unter und schwamm eine weite Strecke unter dem Wasser hin; als er wieder an die Oberfläche kam, befand er sich jenseits der Schiffsmühlen, die auf dem Rheine liegen — ohne es selbst zu wissen, war er unter denselben hinweggeschwommen. —

Für einen Knaben von so feurigem Temperament war es denn freilich eine schwere Aufgabe, da er sich plötzlich den Wissenschaften widmen sollte. Und nicht

blos den Wissenschaften schlechthin, sondern der entsagungsreichsten und demüthigsten aller Wissenschaften, nämlich dem geistlichen Studium. Die Familie war katholisch; bei der großen Armuth derselben, glaubte der Vater für die Zukunft seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als indem er ihn zum Priester bestimmte, womit die unentgeltliche Aufnahme auf das Gymnasium verbunden war. Was das junge brausende Herz bei dem Gedanken empfand, dereinst unter der Priesterkutte der Welt und ihren Freuden absterben zu müssen, davon ist uns nichts aufbewahrt. Die wissenschaftlichen Studien jedoch, mit denen er den Anfang seiner Laufbahn zu machen hatte, zogen ihn, wie sein Biograph versichert, aufs lebhafteste an, so daß er mit wahrem Feuereifer über seinen Büchern lag und bald die Mehrzahl seiner Mitschüler überflügelt hatte. Auch zeigte er noch in späteren Jahren ein lebhaftes Interesse für wissenschaftliche Bildung jeder Art, in einem Grade, wie man es bei seinen Standesgenossen nur in den allerseltensten Fällen findet.

Aber wie hätte ein so regsamer, so ungestümer Geist, mit diesen phantastischen Neigungen und Trieben, wohl dem Zauber entgehen können, den die Bühne erfahrungsmäßig auf jede, selbst die kälteste jugendliche Natur ausübt? Das Mainzer Theater stand damals gerade unter der Direction von Haacke und gehörte bei weitem zu

den besseren Bühnen dieses Ranges; einzelne ausgezeichnete Talente, die späterhin die deutsche Bühne mit ihrem Ruhm erfüllten, wie Theodor Döring, gehörten ihr an und verliehen den Darstellungen einen ungewöhnlichen Reiz.

Auch Baison wurde davon ergriffen. Der Zwang im Seminar, in das er jetzt nach zurückgelegten Schulstudien eingetreten war, verbunden mit der Roheit und Noth im älterlichen Hause auf der einen und auf der andern Seite der blendende Zauber der Theaterwelt mit ihrer Ungebundenheit und ihren lustigen Abenteuern, versetzten sein junges Herz in einen Kampf, welchem er nur allzubald erlag. Ohne daß die nähere Veranlassung uns erhalten wäre, verließ er im Februar 1831 heimlich das Seminar und begab sich nach Straßburg, in der Absicht, der Fremdenlegion, die sich in jener Zeit daselbst zusammen fand, beizutreten. Allein der Anblick dieser zerlumpten, halb verhungerten Gestalten war dem neunzehnjährigen Jüngling denn doch zu abschreckend; auch war es ihm weit weniger um den Kriegsdienst, als um die Freiheit zu thun gewesen, und da er diese nun hatte, wem hätte er sie anders opfern können, als der stillen Geliebten seines Herzens, dem geheimen Gegenstande seiner kühnsten Wünsche, der Muse des Theaters?

So finden wir ihn also wenige Wochen nach seiner Flucht im März 1831 bereits bei einer jener „Schmie-

ren", wie man dergleichen umherziehende Gesellschaften der niedrigsten Gattung in der Handwerkssprache zu nennen pflegt und wie sie den garstigen und übelklingenden Namen der Regel nach nur allzu sehr verdienen. Man muß in Baison's eigenem Tagebuche aus dieser Zeit, das durch einen glücklichen Zufall erhalten ist und das der Herausgeber des mehrgenannten Denkmals vollständig mitgetheilt hat — man muß, sage ich, in diesen fragmentarischen Selbstbekenntnissen, die aber alle den Stempel der lautersten Wahrheit und Einfachheit an sich tragen, nachlesen, mit welchen Entbehrungen der angehende Künstler damals gerungen und durch welche Dornen des Unglücks, welche Sümpfe der Gemeinheit er sich hat zu seinem Ziele hindurch arbeiten müssen. Um denjenigen unserer Leser, welche mit dieser Nachtseite des Künstlerlebens unbekannt sind, wenigstens einen flüchtigen Blick auf dieselbe zu verschaffen, wollen wir einige dieser Tagebuchblätter hier einschalten; den Zusammenhang wird sich der Leser ohne Mühe ergänzen.

Unterm 27. October 1831, nach seinem ersten Besuch bei der Kammerhuber'schen Gesellschaft, die ihm nach dem Bankerott seines früheren Prinzipals, eines Herrn Weinschrötter, ein willkommenes Asyl bot, schreibt er: „Ich ging zur Clique, um zu sehen, wie es aussieht. Der Director trägt selbst die Zettel und pappt sie an;

die erste Liebhaberin singt Abends im Wirthshaus und ihr Vater geht mit dem Teller herum und sammelt. Ich verblüffte sie Alle mit einander. Lauter arme Kerls!"

Und am folgenden Tage: „Heute wurde aufgeführt: Der Schutzgeist; ich mußte darin Otto, den deutschen Kaiser, spielen; bekam die Rolle erst Mittag zwei Uhr und Abends sollte die Vorstellung sein. Ich spielte ihn. Auf meinen Theil fielen 29 Kr. Otto! Otto! 29 Kr.!"

„Donnerstag, den 3ten. Gestern Abend ging ich in ein Bierhaus; da kam ein Gendarm und forderte mir meinen Paß ab. Ich gab ihn, allein er war abgelaufen .... und deshalb nahm er mich fest und steckte mich ein. Ich mußte die ganze Nacht im Loch stecken bleiben, und Morgens um 7 Uhr kam der Kerl und holte mich ab nach Weilheim aufs Landgericht — Hölle! Um 2½ Uhr kamen wir an; ich parlirte furchtbar und erhielt hierauf visirt nach Murnau."

„Montag den 15ten. Heute wurde aufgeführt: Der Schinderhannes. Ich verarbeitete Görgel (Liebhaber). Die Darstellung gefiel sehr. Dann folgte der Nachtwächter — ego den Zeisig, Prüller Wachtel. Wenig gewußt. Dann folgt Salomon's Urtheil, ich Eliphal. Die Vorstellung gelang im Ganzen. Der Theil erhielt 21 Kr."

„Freitag, den 19. Heute die Räuber auf Maria Kulm. Ich fiel gänzlich durch, doch war es gut für Weilheim, und dann bekam ich sehr schlecht souflirt. Gewitterkeil! 7 Kr. auf den Theil. Dank Ihnen, das ist noch nicht auf einen Zahn!“

„Mittwoch, den 11ten December. So eben erfahre ich, daß wir nicht spielen dürfen, wegen 50 Fl. Schulden. Schöner Kredit! o elende Schmiere! Ich werde mich gewiß schieben. — Wir durften spielen; die Wirthin hatte sich erweichen lassen. Die Vorstellung fiel gänzlich durch; auf den Theil 4 Kr.“

Noch früher schreibt er einmal aus der Gegend von St. Gallen, wo er mit der Bande eines Hrn. Deny umherzog: „Ich logire hier bei einer Frau, die hat den Teufel im Leib; so eben hat sie mir angekündigt, daß ich nichts mehr zu essen bekommen würde. Nun Glück zu! ich werde doch leben! Vor mir liegt ein Stückchen Brot, und ein Schoppen Wasser steht dabei; ein herrliches Nachtessen! guten Appetit!“

Bei einem solchen Leben wird man es begreifen, wenn selbst den enthusiastischen Kunstjünger mitunter eine gewisse Kleinherzigkeit befiel und der Wunsch in ihm lebendig ward, er möchte diese verhängnißvollen Bretter niemals betreten haben. „Einen guten Morgen!“ schreibt

er den Tag nach dem eben erwähnten frugalen Abendessen: „Diesen Mittag aß ich für vier Kreuzer Brot und trank einen Schoppen Bier dazu, und das war gut — o wäre ich doch nach Polen gegangen! Es liegt mir nichts mehr an meinem Leben — Schauspieler bin ich nicht — viel glaube ich nie zu werden — o hätte ich ein Handwerk gelernt und wäre ein roher Kerl geblieben — da wäre mir besser. Welch ein Leben beim Theater als Anfänger, und gar bei solch einem! Für's Souflieren habe ich mich nicht engagiren lassen; drum will ich machen, daß ich wegkomme. Noch nicht einmal satt zu fressen! . . . . Diesen Abend wird der Dorfbarbier aufgeführt. — Ich wollte ich wäre nie Schauspieler geworden!“ —

Aber noch schlimmer als Frost, Hunger und Verlassenheit, war die Gemeinheit der Gesinnung, die bei diesen kläglichen Unternehmungen herrschte und Angesichts deren von künstlerischen Zwecken und künstlerischer Begeisterung gar keine Rede mehr sein konnte. In der Schauspielkunst ist mehr Handwerksmäßiges als in allen übrigen Künsten; darum ist sie auch mehr als alle übrigen der Gefahr ausgesetzt, zum bloßen Handwerk herabgewürdigt zu werden. Alle übrigen Künstler zahlen nur mit ihren Ideen, nur mit der Arbeit ihres Geistes und ihres Talents: der Schauspieler zahlt zugleich mit

seiner Person. Das erhöht den Reiz des Schauspieler-lebens gewiß ganz außerordentlich und macht den Triumph eines Theaterabends gewiß zu einer der großartigsten und gewaltigsten Erregungen, deren der Mensch fähig ist. Aber es liegt eben dadurch auch wiederum die Gefahr sehr nahe, die persönlichen Zwecke und Rücksichten zu den haupt-sächlichen, wenn nicht gar zu den einzigen zu machen und die Kunst nicht blos wie ein Handwerk, sondern auch wie ein Schmarotzer, und wenn die Zeiten für das Schmarotzen zu schlecht sind, wie ein Bettler zu treiben.

Ueberhaupt aber giebt es keine zweite Kunst, die ein solches Aufgeben der Persönlichkeit verlangt und dabei doch die Persönlichkeit fortwährend so herausfordert, wie die Schauspielkunst. Nicht blos, wie wir in der Einleitung sagten, die Zeiten sind vorüber, wo man sich Dichter und Künstler nur als zerlumpte Vagabonden denken konnte, sondern auch daran glaubt man nicht mehr — und glaubt mit Recht nicht mehr daran — daß ein Ge-nie auch nothwendig liederlich sein und die Gesetze der Sitte und der bürgerlichen Ordnung mit Füßen treten muß. Aber für den Schauspieler hat diese alte Tradition allerdings noch eine gewisse Wahrheit, eine verhängniß-volle. Was weiß der Blinde von der Farbe? und wie will der Schauspieler die unermeßliche Tonleiter der Lei-denschaften zur Darstellung bringen, zur leibhaften, hand-

greiflichen Darstellung, wenn er sie nicht selbst leibhaftig durchgemacht hat? Wie will er den Trunkenbold, den Spieler, den Wüstling darstellen, wenn er nicht selbst wenigstens mit Trunkenbolden, mit Spielern, mit Wüstlingen in Verkehr gestanden hat? Man steht aber mit dieser Gattung von Leuten nicht in Verkehr, ohne den Dämonen, von denen sie beherrscht sind, nicht auch für seine eigene Person wenigstens einige Opfer zu bringen. Die Schauspielkunst soll so wenig ein Freibrief für Liederlichkeit und Ausschweifung sein, wie irgend eine andere Kunst: aber eine gewisse dunkle Region voll sittlicher Gefahren und Kämpfe liegt allerdings in der Laufbahn jedes Schauspielers und glücklich derjenige, der diese Kämpfe wenigstens so besteht, daß die Narben davon nicht Zeitlebens sichtbar bleiben!

Eine andere merkwürdige Erscheinung, welche fast ohne Ausnahme in der Geschichte aller Schauspieler wiederkehrt, die in der Folge etwas Ausgezeichnetes und Ungemeines geleistet haben, besteht darin, daß ihr Talent sich sehr langsam, fast schwerfällig entwickelt; dieselben Künstler, die späterhin das Entzücken des Publikums und den Stolz der Bühne bildeten, haben gewöhnlich Jahre hindurch für vollständig ungeschickte und unbefähigte Subjecte gegolten. Einer der ersten Künstler, deren sich das deutsche Theater in diesem Augenblick erfreut, der schon genannte Theodor Döring, hat uns selbst zu

wiederholten Malen mit lachendem Munde erzählt, wie der Director nach seinem ersten Auftreten nahe daran gewesen, ihn mit tausend Flüchen von den Brettern herunter zu werfen. Ebenso ist es von Ludwig Devrient bekannt, daß auch er, der späterhin die tiefsten Schätze dramatischer Darstellungskunst entfalten sollte, Jahrelang für einen der hölzernsten Gesellen galt, welche jemals die Bühne betreten. Dasselbe ist uns von Seydelmann, dasselbe von unzähligen Anderen überliefert, die während ihrer Lehrjahre bald der Spott, bald das Mitleid ihrer Kollegen waren, um sich dann auf einmal, oft in Folge einer ganz äußerlichen, ganz zufälligen Veranlassung, in einer Kraft und einem Glanze zu entfalten, die ihnen noch wenige Stunden zuvor selbst ihr intimster Freund nicht zugetraut hätte.

Aber auch dies erklärt sich durch das viele Handwerksmäßige, Mechanische, das gerade mit der Kunst des Schauspielers verbunden ist. Gerade je tiefer eine Natur angelegt ist, je innerlicher sie arbeitet, je ernster sie es mit ihrer geistigen Aufgabe nimmt, je schwerer wird es ihr fallen, diese vielen kleinen und doch so unentbehrlichen, so wichtigen Aeußerlichkeiten zu beachten, je ängstlicher wird das Bewußtsein dieser Schwierigkeit sie machen, je häufiger wird der Darsteller sich dadurch die Wirkung seiner besten Absichten und Einfälle verderben — bis

dann endlich ein glücklicher Moment, vielleicht ein Moment innerer Angst und Desperation, das Gängelband der Reflexion zerbricht und den Künstler plötzlich auf eigene Füße stellt.

So darf es uns denn nicht Wunder nehmen, daß auch Baison (oder wie er sich in den ersten Jahren seiner Künstlerlaufbahn nannte, vielleicht im Bewußtsein jenes heitern Muthes und jener Lebensfreudigkeit, die seine Knabenjahre verklärt hatte, der Schauspieler Frühling) nur sehr langsame Fortschritte machte und bei den „Schmieren", mit denen er heut hier, morgen dort, bald am Rhein, bald in der Schweiz, bald in Baiern, Sachsen ꝛc. umherzog, im Allgemeinen nur als ein höchst unbedeutendes Subject bekannt ward. Noch im Frühjahr 1833 begegnete es ihm in Halle, daß die damalige Demoiselle Reimann, spätere Frau Düringer, eine geschätzte Künstlerin, sich als Jungfrau von Orleans aufzutreten weigerte, so lange Baison neben ihr den König spielte; mitten in der Probe wandte sie sich plötzlich von ihrem Mitspieler ab und rief dem Director zu: mit diesem Esel kann ich nicht spielen! „Der Director (erzählt der Biograph weiter), ein roher und ungebildeter Mann, dabei ängstlich bemüht, sich dem nutzenbringenden Gaste angenehm zu machen, fuhr mit Heftigkeit auf Baison los, nahm ihm die Rolle ab und schrie ihm zu: Sie sind entlassen, Sie Esel! . . . . ."

Die unmittelbare Folge dieses schmachvollen Auftritts, mitten vor allen Collegen, war ein heftiger Blutsturz, der den bis dahin so kräftigen jungen Manne dem Tode nahe brachte. Einsam, von jeder menschlichen Hülfe verlassen, lag er mehre Tage in der Dachkammer eines elenden Wirthshauses; ein Aufwärter, dem er, um sich wenigstens ein paar Groschen zu verschaffen, seine Pfeife zum Verkauf übergab, nahm die Pfeife und ließ sich nicht wieder sehen. Wer will die Bitterkeit der Empfindung ermessen, die damals die Seele des jungen Künstlers erfüllt, und wer will den Stein wider ihn aufheben, wenn von solchen unseligen Erfahrungen noch für spätere Zeiten ein Rost übrig geblieben, der das reine Metall zuweilen mit einem gewissem Anhauch zu verdunkeln drohte?

Und doch sollte das alte Sprüchwort von der Hülfe, die gerade da am Nächsten, wo die Noth am größten, sich auch diesmal bewähren. Jene Bühne von Lauchstädt, welche Goethe einst errichtet und Schiller durch die edelsten Producte seines Geistes eingeweiht hatte, war um diese Zeit ebenfalls einem richtigen „Schmieren-Führer" anheim gefallen, für dessen künstlerische Anforderungen selbst der so schmählich von den Brettern gewiesene Baison noch immer nicht zu schlecht war. Und siehe da, die seltsame Wahl belohnte sich; sei

es, daß die Katastrophe in Halle seine ganze Energie emporgerüttelt, sei es, daß die körperliche Krankheit zugleich eine geistige Krisis befördert hatte, genug, der bis dahin so vielfach Verspottete, dem nichts hatte glücken, nichts hatte zutreffen wollen, zeigte sich plötzlich als ein bemerkenswerthes Talent. In Kurzem war Baison der Günstling des Publikums, die Stütze und der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Nur war leider dieser persönliche Beifall, welchen Baison erwarb, noch immer nicht im Stande die leere Kasse des Unternehmers zu füllen; die „Schmiere" ging, wie gewöhnlich, in Bankerott und Elend aus einander, und wiederum sah der junge Künstler sich einem unsteten Wanderleben in die Arme geschleudert.

Wiewohl ihn dasselbe jetzt doch allmählig auf etwas bessere, anständigere Stationen führte. Noch im Herbst 1833 spielte er bei dem bekannten Kunstenthusiasten, dem Grafen Hahn, der damals die Direction in Magdeburg führte. Von Magdeburg kam er nach einem vergeblichem Versuch, ein Engagement bei dem „alten Schmidt" in Hamburg zu finden, nach Danzig, wo das ganze Kunstleben nun schon einen höheren Anstrich gewann. Baison selbst spielte hier bereits den Hamlet, eine Rolle, die seiner eigenthümlich grübelnden, selbstquälerischen Natur mit am besten zusagte und die in manchem Betracht den Gipfel seiner Kunst-

leistungen bildete. Auch führte er hier bereits die Regie und legte dadurch den Grund zu jener technischen Bühnenkenntniß, die ihn später in so hohem Grade auszeichnete und durch die er selbst auf unsere jüngste dramatische Literatur nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist.

Bald jedoch gerieth er auch hier wieder mit dem rohen und ungebildeten Director in allerhand Zerwürfnisse, welche ihn bestimmten, Danzig nach kaum einjährigem Aufenthalt heimlich zu verlassen und sich zum zweitenmal auf Gnade oder Ungnade — das heißt auf Gefallen oder Nichtgefallen, wovon die Gültigkeit des zum voraus abgeschlossenen Contractes abhängig sein sollte — jenem Hamburg zuzuwenden, das ihn schon einmal so gewaltig angelockt hatte und das von da ab der eigentliche Mittelpunkt und leider auch das Grab seiner künstlerischen Thätigkeit werden sollte.

Hamburg genoß damals, in Mitte der dreißiger Jahre, noch eines außerordentlichen theatralischen Ruhmes. Waren auch die großen Schröder'schen Zeiten, wo die Hamburger Bühne die erste Deutschlands gewesen und Shakspeare und Goethe von Hamburg aus ihren Weg über die deutschen Theater angetreten hatten — waren diese großartigen und unvergeßlichen Zeiten auch längst vorüber, so hatte die einsichtsvolle und energische Leitung von Schmidt und Lebrun der Hamburger Bühne doch noch immer den Ruhm

erhalten, eine der thätigsten und solidesten von ganz Deutschland zu sein. Namentlich die strenge Zucht des alten Schmidt, in dem noch die Tradition jener Schröder'schen Epoche lebte, hatte das Hamburger Stadttheater damals zur wahren hohen Schule der deutschen Schauspielkunst gemacht; hier hatte so eben Emil Devrient die frischeste Blüthe seines anmuthsvollen und liebenswürdigen Talentes entfaltet, hier leuchtete zu derselben Zeit Dörings glänzendes Gestirn, hier sollte nun auch Baison die entscheidende Probe ablegen.

Dieselbe fiel so glücklich aus, wie sein brennendster Ehrgeiz es nur immer hatte wünschen können. Gleich nach seiner ersten Rolle (Hamlet) wurde er nicht nur vom alten Schmidt, sondern auch von der Kritik für würdig befunden, in jenen ausgezeichneten Künstlerreigen einzutreten, der damals die Hamburger Bühne verschönte; vor Kurzem noch überglücklich mit der Gunst des obscuren Lauchstädter Publikums beehrt zu werden, sah er sich von seinem ersten Auftreten an als Liebling des schwerbefriedigten, durch die größesten Meister verwöhnten Hamburger Publikums. Hatte vorhin das Unglück ihn gestählt, welche Schwingen mußte erst dieser über die Maßen glückliche Erfolg seiner Seele verleihen! wie mußte Alles, was von Talent, Kraft und künstlerischem Humor in ihm keimte, wie mußte es emporwachsen und sich zur

fröhlichsten Blüthe entfalten an diesem wohlthätigen Sonnenstrahl des Glücks!

Auch versichern stimmfähige und vorurtheilsfreie Beurtheiler, welche Gelegenheit hatten, Baison damals und in spätern Jahren zu sehen, daß er allerdings später in manchen Einzelnheiten bedeutender und reifer gewesen: dafür aber habe auf jener ersten Hamburger Epoche ein Schmelz und eine Frische gelegen, gleichsam ein Thau des Glücks, sich wiederspiegelnd in übermüthiger Farbenpracht, wie es dem Künstler selbst in seinen reifsten Jahren nicht wieder vergönnt gewesen.

Und hier möchte zur Vervollständigung unseres Lebensbildes wohl der Ort sein, einiges Nähere über die eigenthümliche Art der Baison'schen Darstellung einzuschalten. Dieselbe unterschied sich von dem, was wir sonst von unsern „ersten Liebhabern" zu sehen gewohnt sind, sehr wesentlich; ja ohne Baison's Talent zu nahe zu treten und obwohl er, als ein in jeder Hinsicht reichbegabter und hochgebildeter Schauspieler, auch in eigentlichen Liebhaber- und Heldenrollen noch immer Vortreffliches leistete, so darf man doch behaupten, daß blos sentimentale, blos leidenschaftliche Rollen, wie die sogenannten „ersten Liebhaber" meistens sind, ihm weniger zusagten. Dazu hatte die ernste Schule, die er als Künstler zurücklegen mußte, seine Unbefangenheit zu sehr gebrochen,

die Fülle seines Herzens zu sehr erkältet, seine kindliche Hingabe an die Welt zu sehr enttäuscht; dieser Kopf hatte zu hart, zu peinlich denken, dieses Auge die geheime Misere seiner Umgebung zu scharf durchspähen müssen, als daß er nicht etwas eingebüßt hätte von jener Naivetät, jener Unmittelbarkeit und Frische, durch welche Rollen der bezeichneten Art ihren hauptsächlichsten Reiz erhalten.

Und so befand Baison sich auf seinem eigentlichen Gebiete vielmehr in solchen Rollen, in denen der Gedankeninhalt die Empfindung überwiegt oder ihr doch eine wesentliche Färbung verleiht. Je tiefer, je skeptischer dieser Gedankeninhalt, je verwegener die Reflexion am Abgrund der Selbstvernichtung taumelte, je größer die Lebendigkeit, je unwiderstehlicher der Erfolg, mit dem Baison sie zur Darstellung brachte. Baison war der eigentliche Darsteller jener Zerrissenheit und sittlichen Entzweiung, wie sie übrigens durch die damalige deutsche Literatur geht, und wie auch die ersten und bedeutendsten dramatischen Versuche derselben sie uns repräsentirten. Gutzkow namentlich hat für die Helden seiner früheren Dramen keinen vollendetern, der Idee des Dichters entsprechendern Darsteller gehabt, als Baison; auch werden wir sogleich noch von dem Verhältniß zu sprechen haben, das sich

zwischen dem Dichter des Werner und unserm Künstler persönlich anknüpfte.

Am allergroßartigsten aber zeigte das Talent dieses Darstellers sich in solchen Rollen, wo die Tiefe der Reflexion und die Schärfe des Skepticismus sich wie ein zweischneidiges Schwert gleichzeitig gegen sich selbst und gegen die Umgebung wendet. Dieser Künstler hatte in den dornigen Anfängen seiner Laufbahn nicht nur das Publikum verachten gelernt: er hatte auch in das Treiben der Künstler, ja in seine eigene Brust hatte er Blicke gethan, die ihn mit Unwillen und Verachtung erfüllten. „Die Welt“, schreibt er noch kurz vor seinem Tode an einen Freund, „ist von andern Dingen bewegt und läßt sich nicht mehr durch das naive Kunstleben erbauen; nur die flüchtigen Stunden von sechs bis neun Uhr Abends schenkt sie dem Dichter und Künstler zu ihrer eigenen Erholung und Ergötzung, über diese Zeit hinaus verfallen beide der Vergessenheit, und nur die angezündeten Lampen rufen zu neuem kurzen Leben.... Welche Anstrengungen werden um ein bischen Lob gemacht, wie viele Besuche abgestattet, wahre Eiertänze ausgeführt, wie viele Gänge und Wege, wie viele Flaschen Champagner und wie viele Geldrollen spendirt, um nur der lieben Eitelkeit zu dienen! Ich gestehe Ihnen, daß diese traurige Außenseite der Kunst mir schon oft einen

äußeren Zweifel an dem inneren Werth derselben beigebracht und mich Tage lang verstimmt hat, so daß ich unfähig war ihr zu dienen.“ —

Allein was mehr? Die Schminke gehört einmal zum Schauspieler und auch diese moralische darf ihm nicht erlassen werden. Also nur immer frisch hineingegriffen in den allgemeinen Farbentopf der Eitelkeit! nur immer die Augenbraunen geschwärzt und ein hysterisches Roth auf die Wangen gepinselt! Die Welt will es nun einmal nicht anders — und ich selbst rette meine Freiheit, indem ich meine Ketten wenigstens innerlich verachte!

Aus diesen und ähnlichen Stimmungen, die wir dem Leser aus triftigen Gründen überlassen müssen sich selbst im Einzelnen weiter auszumalen und deren Ausmalung auch Niemand Mühe machen wird, der irgend einmal einen Blick hinter die Coulissen geworfen oder auch nur in vorübergehendem Verkehr mit Schauspielern gestanden hat — aus diesen und ähnlichen Stimmungen, sage ich, ging jener großartige, weltverachtende Humor hervor, durch den der Künstler einzelnen seiner Rollen einen wahrhaft dämonischen Reiz verlieh. Wer Baison als Stephan Forster in den Gebrüder Forster, von Karl Töpfer nach dem Englischen gearbeitet, gesehen hat, der wird nicht nur verstehen was wir meinen, sondern er kann

sich auch rühmen, in den ersten Zweidritteln dieser Rolle, wie Baison sie spielte, etwas von dem Großartigsten gesehen zu haben, das die Bühne jemals geleistet. Auch den Gutzkow'schen Uriel Accosta stattete er mit einzelnen dieser gewaltigen Töne aus; ebenso den Coriolan von Shakspeare, sowie (um in ein ganz entgegengesetztes Gebiet zu streifen) den Lumpensammler von Felix Pyat, eine an sich ziemlich fratzenhafte Rolle, die aber durch Baison (zu dessen letzten Rollen sie überdies gehörte) eine wahrhaft hinreißende Wahrheit und Lebendigkeit gewann. Selbst dem gewöhnlichen Theaterpublikum, ja der Eifersucht, um nicht zu sagen dem Neide seiner Collegen, entging diese Eigenthümlichkeit des Baison'schen Talentes nicht; er spiele, meinten sie, alle Mal in solchen Rollen am besten, wo er seine Umgebung recht herunter machen und maltraitiren, also den Eingebungen seines starren und herrschsüchtigen Charakters recht folgen könne. Hätte man gesagt: er spielt in solchen Rollen am besten, wo er die Ueberlegenheit seiner souverainen, weltverachtenden Natur am Freiesten zur Geltung bringen kann, so hätte man damit schon eher das Richtige getroffen. Und doch hätte auch dabei noch ein wichtiger Zusatz gefehlt: nämlich daß diese souveraine Weltverachtung sich auch zugleich gegen sich selber kehrte, ja daß dieser Humor sich nur darum so wild geberdete und nur darum so grau-

sam gegen seine Umgebung war, weil der Künstler selbst sich so tief unglücklich fühlte.

Denn unglücklich war Baison, trotz des glänzenden Fortgangs, den seine künstlerische Thätigkeit in Hamburg nahm und obwohl er auf den zahlreichen Gastspielen, die er im Lauf der nächsten Jahre auf den Hoftheatern in Wien, Berlin, Dresden ꝛc. veranstaltete, Beifall, Ruhm und Geld die Fülle einärndete. Er war unglücklich, weil der Zwiespalt seiner Kunst ihn ängstigte; auf der einen Seite, welche Erhabenheit, welche Abstraction von allem blos Subjectiven — und auf der andern Seite welche Dürftigkeit, welche Abhängigkeit von den kleinsten persönlichen Mitteln, Stimmungen und Zwecken!

Auch seine äußere Zukunft ängstigte den seit einigen Jahren verheiratheten und mit Kindern gesegneten Mann. Zwar waren seine Einnahmen reichlich und der in der Schule der Armuth und Entbehrung Erzogene, an dessen Wiege Noth und Jammer mit so abschreckendem Antlitz gestanden, hielt sie als guter Hausvater vorsichtig zusammen. Aber sein Körper war durch die rastlosen Anstrengungen erschüttert und angegriffen; wer sicherte ihn für den Fall langwieriger Krankheit oder frühzeitiger Unfähigkeit? wer sicherte Frau und Kinder für den Fall seines plötzlichen Todes? Selbst diese Gunst des Publikums, die ihn jetzt so hoch erhob und seinen

Pfad so behaglich ebnete — hatte er nicht an hundert und aber hundert Beispielen gesehen, wie wankelmüthig, wie vergänglich auch sie? Seines Eifers und seiner Kunstliebe war er gewiß: aber selbst wenn die Gunst des Schicksals ihm die körperliche Kraft erhielt — wer sicherte ihm die Gunst des Publikums? Der Geschmack wechselt in Deutschland so rasch, ist so launenhaft, besonders beim Theater; das spröde Publikum, das sich einmal hat zu ungewöhnlicher Wärme hinreißen lassen, kommt so leicht zu ironischer Besinnung über sich selbst und spottet der Begeisterung, in der es sich so eben erst glücklich fühlte — wer steht ihm gut dafür, daß dieser Umschlag der Stimmung nicht auch ihn ereilt? daß nicht auch er in wenigen Jahren schon herabgesunken sein wird zu dem kläglichsten, Gott- und Weltverlassensten Dinge, das es auf Erden giebt — nämlich ein alter armer vergessener Schauspieler zu sein? Ach, man kennt sie im Publikum noch immer zu wenig, die Sorgen, die auf einem Künstlerdasein ruhen, das durch seine natürliche Beschaffenheit den gewöhnlichen Stützen des bürgerlichen Verkehrs entrückt ist und an das der bürgerliche Verkehr seine Ansprüche doch ebenso gut macht wie an alle übrigen; man weiß oder bedenkt noch immer viel zu wenig, unter welchem Thau schmerzlicher, angstvoller Thränen der Lorbeer des Künstlers in den meisten Fällen groß wächst und was

sein Herz verschließt, vielleicht in demselben Augenblick, da Ihr die Frische, die Heiterkeit, die Unbefangenheit seines Talentes bewundert! Molière, der auf den Brettern sterbend zusammenbricht, während das Publikum sich an der Naturwahrheit seines „Eingebildeten Kranken“ ergötzt, ist noch immer das eigentliche Symbol der Kunst — und wird es vermuthlich auch noch lange bleiben. ...

Die Verhältnisse unsrer deutschen Stadttheater sind alle sehr prekärer Natur, selbst auch die bedeutendsten nicht ausgenommen; statt ihre Bühnen zu unterstützen und der Kunst in ihren Mauern eine würdige Thätigkeit zu sichern, machen die meisten unserer Städte das Theater sogar noch zu einer Erwerbsquelle, sei es unmittelbar, sei es durch Actiengesellschaften und ähnliche Vereine. Jedenfalls sind die Stadttheater schon wegen der wechselnden Directionen, sowie überhaupt wegen der Unsicherheit ihres eigenen Bestandes, nicht in der Lage ihren Mitgliedern eine dauernde Existenz zu sichern; das Talent wird ausgebeutet, so lange es ergiebig ist oder so lange es dem Publikum gefällt, und dann — sechswöchentliche Kündigung und glückliche Reise, meine Herren!

Das ist der Hauptgrund jenes Uebergewichtes, welches die Hoftheater, als ständige, dem Zufall möglichst enthobene Anstalten, bei uns in Anspruch nehmen und gegen das selbst die geistigen Vortheile, welche die Stadt-

theater durch ihre größere Unabhängigkeit, ihre größere Frische und Regsamkeit durchschnittlich darbieten, zurücktreten müssen; nicht blos, wie das Publikum gewöhnlich glaubt, die größeren Mittel der Hoftheater begründen dasselbe, sondern vielmehr die größere Sicherheit und Zuverlässigkeit dieser Mittel. Darum können unsere Stadttheater für das hervorragende Talent, das eben deshalb berechtigt ist, auch vom Leben eine hervorragende Stellung zu verlangen, immer nur einen Durchgangspunkt bilden; das letzte Ziel des Künstlers, wohin alle Gedanken sich richten, alle Berechnungen sich wenden, muß immer das „Engagement“ bei einer „Hofbühne“ bleiben, weil nämlich nur die Hofbühnen „lebenslängliche“ Engagements haben. Mag es immer sein, daß der büreaukratische Schlendrian, der bei der Mehrzahl unserer Hoftheater herrscht, den Künstler über kurz oder lang moralisch todt macht; mag es sein, daß viele unserer Hofschauspieler nur noch Beamte, nicht mehr Künstler sind und daß die unaufhörlichen kleinlichen Rücksichten, die beschränkte Auswahl des Repertoires, die übermäßige Pflege des äußeren Prunks und Sinnenkitzels, wie das Alles bei unseren Hoftheatern zu Hause ist, endlich auch das reichste Talent stumpf, den feurigsten Geist schlaff und träge macht — das „lebenslängliche Engagement“ und die gesicherten Pensionen müssen für Alles entschädigen. — Ob sich freilich nicht durch

eine verbesserte Einrichtung unserer Stadttheater dieser Mangel wenigstens zum größern Theil beseitigen ließe, ob nicht namentlich durch das sehr einfache Mittel, wenn verschiedene benachbarte Städte, ja ganze Landschaften zusammen treten würden, um mit vereinten Kräften eine gemeinsame Provinzialbühne zu gründen, der Hauptpunkt der Frage schon gelöst wäre, das steht auf einem andern Blatte. — Doch würde uns die Erörterung dieses Punktes hier jedenfalls zu weit führen und kehren wir also zu unserm Freunde zurück.

Auch für diesen konnte der Aufenthalt in Hamburg somit nur ein Durchgangspunkt sein, so glänzend und vortheilhaft derselbe allerdings auch war; auch er mußte suchen an eines jener Hoftheater zu gelangen, die nun einmal das Monopol besitzen, eine künstlerische Existenz auf die Dauer sicher zu stellen. Sein Abgang von Hamburg im Herbst sieben und dreißig, sowie die schon erwähnten wiederholten Gastspiele in Wien, Berlin, Dresden, Stuttgart ꝛc. gingen wesentlich aus dieser Absicht hervor.

Aber unsere Hoftheater sind eben Hofinstitute; selbstständige, männliche, sogar vielleicht etwas eigenwillige Charaktere kann man bei Hofe nicht gebrauchen, beim Theater so wenig wie anderwärts. Baison war in seinen Bemühungen nicht glücklich; als Gastspieler auf den

ersten Hofbühnen Deutschlands willkommen und gefeiert, fand er doch die Thür verschlossen, sobald es sich um ein dauerndes Engagement handelte. Und als es ihm endlich gelungen war, ein solches in Dresden zu erhalten (1838), so war dasselbe mit so vielen Mißständen verbunden oder stellte sich doch wenigstens Baison's ungeduldigem und stürmischem Sinne so dar, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als den kaum geschlossenen Vertrag wieder zu lösen. Er ging nach Hamburg zurück, von Hamburg nach Frankfurt und wiederum von Frankfurt nach Hamburg; überall als Künstler aufs Schmeichelhafteste aufgenommen und von der dauernden Gunst des Publikums getragen, fühlte er sich doch verzehrt von der inneren Rastlosigkeit seines künstlerischen Strebens, sowie von der Unzufriedenheit mit seiner äußern Lage. Was er auch leistete, ihm selbst war es noch immer nicht genug; was er auch ärndete, ihn selbst befriedigte es noch immer nicht. Vor seiner Phantasie stand eine Wirksamkeit, wie sie ehedem Eckhoff, Schröder und andere Heroen der deutschen Bühne gehabt; Wiederhersteller der ganzen deutschen Theaters wollte er werden, er fühlte die Kraft dazu in sich — warum versagte das Schicksal ihm die Gelegenheit? warum beförderte es so viel schwächere, unbedeutendere Subjecte in gesicherte und einflußreiche Stellungen und ließ nur ihn unausgesetzt auf der Woge des Zufalls treiben?

So versuchte er es denn mit der Literatur; da die Hoftheater sich spröde verschließen, da kein fürstlicher Mäcen sich finden will, wohlan, thun wir uns mit den jungen Schriftstellern zusammen. Sie sind in einigermaßen ähnlicher Lage; auch von ihren dramatischen Versuchen wollen diese Hoftheater, die ja auch den ästhetischen Geschmack des Publikums bestimmen, nichts wissen, auch sie werden kühl über die Achsel angesehen von Denjenigen, deren Beruf es im Gegentheil mit sich bringen sollte, die jungen Keime der Literatur zu schützen und zu pflegen — thun wir uns zusammen! Der Dichter giebt den modernen, zeitgemäßen Stoff, die schöne, künstlerische Form, den interessanten und beliebten Namen; der Schauspieler steuert seine praktische Erfahrung, seine Kenntniß der Bühne und ihrer Bedingungen, endlich die Schöpfermacht seines Talentes bei — es müßte ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn diese Allianz nicht endlich doch noch triumphiren sollte!

Daß dies das einzige Motiv gewesen, weshalb Baison die Verbindung mit der jüngern dramatischen Literatur so eifrig suchte, oder daß dasselbe ihm so völlig klar gewesen, wie wir es hier darstellen, fällt uns allerdings nicht ein zu behaupten. Wir selbst haben schon oben auf noch andere, geistigere Zusammenhänge zwischen Baison und der modernen Literatur hingedeutet. Auch

braucht man sich die Lage dieser Literatur selbst nur einigermaßen zu vergegenwärtigen, sowie andererseits den Ueberdruß, den es dem strebsamen Schauspieler nothwendig erregen muß, immer und immer die alten Rollen zu spielen, diese Rollen, die nun schon seit fünfzig und sechszig Jahren die stehenden Artikel der deutschen Theaterwelt bilden, die Jeder schon von diesem oder jenem großen Schauspieler gesehen hat und mit denen sich daher eine frische, unbefangene Wirkung im Grunde gar nicht mehr erzielen läßt — um Baison's fast leidenschaftliche Annäherung an die jüngere Literatur vollkommen begreiflich zu finden. Daß aber das angegebene Motiv ebenfalls mitgewirkt hat, das glauben wir allerdings und das werden uns auch Alle bestätigen, die mit Baison damals in einen näheren Verkehr getreten sind.

Am lebhaftesten und fruchtbarsten war dieser Verkehr mit Gutzkow, der zu derselben Zeit wie Baison in Hamburg und Frankfurt lebte und eben damals seine praktische Thätigkeit für die Bühne eröffnete. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes, der ungefähr um die nämliche Zeit seine ersten dramatischen Schnitzer machte, hat sich Baison für vielfache praktische Rathschläge und Fingerzeige, mit denen derselbe ihn dabei unterstützte, dankbar zu bekennen. Späterhin war es besonders Rudolf Gottschall, dessen schönes und fruchtbares Talent Baison in

liebevolle Pflege nahm. — Ob sein Einfluß dabei unter allen Umständen vortheilhaft war und ob die Poesie und die Wahrheit der Charaktere nicht zuweilen verlor, was die Stücke durch seine Rathschläge an scenischer Wirkung gewannen, darüber enthalten wir uns des Urtheils. Im Allgemeinen liebte Baison, wie alle Schauspieler, die starken Effecte, selbst auch wenn diese Stärke mehr scheinbar als wirklich war. Und auch eine andere Schwäche der meisten Schauspieler theilte er, nämlich daß er seine eigene Rolle nicht leicht glänzend, die seiner Mitspielenden nicht leicht dürftig genug bekommen konnte. Uns ist in dieser Hinsicht besonders eine Bearbeitung der Hebbel'schen Maria Magdalena erinnerlich, die er im Sommer siebenundvierzig auf die Hamburger Bühne brachte; da war dem Leonhard kein Wort gestrichen, während der für die Handlung so ungemein wichtige Sekretair zum Schattenhaften, ja zum Unverständlichen zusammengezogen war — weshalb? Ei nun: den Leonhard, den edlen, aufopfernden Charakter, spielte Baison selbst, den künstlerisch wichtigen, aber pathologisch unangenehmen Sekretair ließ er durch den „zweiten Liebhaber" spielen!

Nun ist es freilich wieder sehr leicht über solche Schwächen den Stab zu brechen und sie ohne Weiteres als Eitelkeit und Rollensucht zu verdammen. Allein man erinnere sich an dasjenige, was wir oben über das un-

vermeidliche Hervortreten der Persönlichkeit beim Schauspieler gesagt haben und man wird sich versucht fühlen, sein Urtheil ein wenig zu beschränken und zu mildern. —

Wir kommen jetzt an den verhängnißvollsten und letzten Act in Baison's Künstlerleben, an einen Schritt, mit dem er selbst den eigentlichen sichern Boden seines künstlerischen Ruhmes sowohl wie seines bürgerlichen Wohlstandes zu legen gedachte und der ihn in beiden Beziehungen aufs Bitterste enttäuschte — einen Schritt, den selbst jener öfters erwähnte Biograph nicht umhin kann als das „tragische Unrecht" in Baison's Leben zu bezeichnen, „welches er mit seinem Untergang büßen mußte." — Das Hamburger Stadttheater, das seit Schmidt's Tode ebenfalls mehr und mehr zu einer bloßen kaufmännischen Speculation geworden war, vielleicht auch, nach dem Maßstabe des modernen Hamburger Lebens, nicht viel mehr sein konnte, stand (Anfang 1846) aufs Neue zur Verpachtung. Wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt und zwar um so lebhafter, je größer die Stadt und um so beträchtlicher daher auch die Concurrenz, so war auch diese Verpachtung der Gegenstand vielfacher Kabalen und Intriguen; in und außer dem Theater wurde bald für diesen bald für jenen Bewerber Partei gemacht, eine Menge unlauterer, unkünstlerischer Leidenschaften wurden entfesselt, und Publikum und Kunst auf alle

Weise herabgezogen und ausgebeutet. Ueber die einzelnen Stadien dieses Kampfes hier zu berichten, wäre völlig gegen den Charakter dieses Aufsatzes; genug, ein Bewerber trug endlich den Preis davon oder schien doch Derjenige zu sein, der ihn demnächst davon tragen würde, von dem es zum Voraus bekannt war und der es auch selbst niemals in Abrede stellte, daß bei ihm von sogenannten höheren Zwecken und künstlerischen Absichten keine Rede, sondern daß er das Theater lediglich als eine Geschäftssache betrachte, bei der es nur darauf ankomme, die Interessen der Betheiligten möglichst gleichmäßig zu wahren, also den Einen möglichst zu amüsiren, dem Anderen die Kasse möglichst zu füllen — c'est tout!

Und mit diesem Manne (gegen dessen kaufmännische Tüchtigkeit wir damit natürlich ebenso wenig gesagt haben wollen, wie gegen seine geschäftliche Gewandtheit und seine persönliche Redlichkeit) — mit diesem Manne ließ Baison sich verleiten oder verleitete sich auch wohl selbst, gemeinsame Sache zu machen. Schon daß er aus der verhältnißmäßig reinen und idealen Sphäre des darstellenden Künstlers heraustreten und sich in die Sorgen und Verdrießlichkeiten einer Theaterleitung verwickeln wollte, konnte Diejenigen, die Baison's Talent lieb hatten, nicht ohne Besorgniß lassen, besonders wenn sie dabei seinen hef-

tigen, leicht verstimmbaren Charakter in Anschlag brachten. Aber als ob es noch nicht genug gewesen wäre an der Gefahr, in welche er sich damit stürzte, so that er diesen Schritt obenein noch in Gemeinschaft mit einem Manne, dessen völlig abweichende Natur ihm, dem scharfsichtigen Menschenkenner, unmöglich unbekannt sein konnte.

Und ebenso mußte er auch das Hamburger Publikum und die Verhältnisse des dortigen Theaters kennen; er mußte wissen und wußte, wie die Folge zeigte, in der That auch nur zu gut, daß das Hamburger Publikum ebenso abgestumpft ist und ebenso übersättigt wie eins in Deutschland, und daß an dem großen Ruf, dessen die Hamburger Bühne so lange genoß, wenigstens der gebildete Theil desselben (schon Schröder rühmte „seine Galerie") sehr unschuldig war; er mußte sich sagen, daß von dem Momente an, wo er als Director, als Speculant an die Spitze dieser Bühne trat, jenes ideale Moment, auf das er bis dahin so enthusiastischen Werth gelegt hatte, nothwendig nur noch den zweiten Rang einnehmen, ja daß nur allzubald Fälle kommen würden und kommen müßten, wo er dasselbe völlig opfern würde.

In der That hat Baison sich dieses Alles ohne Zweifel gesagt; sein scharfer Verstand, seine genaue Kenntniß des Le-

bens ließen darüber gar keinen Irrthum zu. Nicht daß er den Schritt dennoch that, machen wir ihm zum Vorwurf — war es doch nachgerade ein Schritt der Nothwendigkeit geworden; nachdem alle Versuche, bei einem Hoftheater zu dauernder Versorgung zu gelangen, gescheitert waren, blieb ihm vielleicht nichts Anderes übrig; er durfte vielleicht nicht erst abwarten, bis ein Anderer an die Spitze des Hamburger Theaters treten und ihn auch dieses Schauplatzes berauben würde.

Darüber also kein Vorwurf, keine Klage. Was wir aber recht sehr beklagen und worin wir, übereinstimmend mit seinem Biographen, allerdings eine tragische Schuld erblicken, das ist, daß er diesen Conflict von vornherein nicht ehrlich bekannte, daß er vor sich selbst und vor dem Publikum, sogar vor seinen Kunstgenossen, welche doch am ersten die wahre Lage der Dinge durchschauen mußten, den Schein zu bewahren suchte, als ob seine Unternehmung wirklich und lediglich aus künstlerischen Motiven hervorgegangen wäre, und als ob er wirklich in Allem, was er als Theaterdirector that und nicht that, ernstlich nur seiner Begeisterung für das „Schrödersche Kunstinstitut" folgte. Das hat Baison, gewiß sehr gegen seinen Willen, aber doch kaum ohne sein Wissen, zu Halbheiten und Zweideutigkeiten verleitet, über die der Verfasser dieses Aufsatzes um so lieber

hinwegeilt, als er davon zum Theil persönlich betroffen worden. Die Baison-Maurice'sche Theaterunternehmung vom Frühjahr 1847 war von vornherein eine Unmöglichkeit; trotz der glänzenden Ankündigungen, die ihr vorausgingen und wiewohl Baison dem Publikum wie der Kunst eine Neugeburt der gesammten deutschen Bühne davon versprach, war sie ihrem innersten Kerne nach doch nur eine Speculation wie alle andern; ja der Umstand, daß sie noch mehr zu sein vorgab, mußte ihren unglücklichen Ausgang nur beschleunigen.

Ueber diesen Ausgang selbst könnte der Verfasser hier mit aller Unparteilichkeit berichten, wenn es auf diesen einzelnen Bericht noch überhaupt ankommen könnte; die Stelle, die ihm selbst in dem erneuten Organismus dieser Bühne zugedacht war und in der er allerdings, jung, wie er damals war, der deutschen Kunst etwas zu nützen gehofft hatte, legte er, zur Erkenntniß des Gegentheils gekommen, schon nach den ersten sechs Wochen nieder, und auch während dieser wenigen Wochen war seine Wirksamkeit so beschränkt, ja so gleich Null, daß er gewiß guten Grund hat, sich als vollkommen neutral in dieser Angelegenheit zu betrachten. Doch ist das innere Motiv des Untergangs schon im Obigen genügend dargelegt; die Einzelheiten würden auch hier nur wieder in einen Sumpf von kleinen persönlichen Geschichtchen und Klat-

schereien führen, in die wir uns ein Mal nicht begeben mögen.

Und doch meinte es das Schicksal noch immer gut mit dem unglücklichen Künstler; es ersparte wenigstens ihm und seiner Unternehmung die Qual eines langsamen, allmäligen Hinsiechens. Das Jahr Achtundvierzig, wie verhängnißvoll übrigens für das deutsche Theater, hatte doch wenigstens für Baison das Gute, daß er den Mantel der Kunst und der idealen Interessen, mit denen er seine Anstalt noch immer zu drapiren versuchte, jetzt vollständig fallen lassen konnte; in den Stürmen dieses Jahres war es schon immer genug, wenn Einer sein Theaterschiff nur überhaupt noch flott erhielt, nach dem Wie wurde da nicht mehr gefragt. . . .

Aber die Kraft des Künstlers hatte sich in so langen, so fruchtlosen Kämpfen erschöpft; das unruhvolle Herz, so lange von Sehnsucht und Ehrgeiz und Ungeduld geschwellt, und nun in seiner Sehnsucht, seiner Ungeduld seinem Ehrgeiz so bitter enttäuscht, verweigerte den Dienst. Schon seit dem Sommer Achtundvierzig hatte Baison nicht mehr aufgehört zu kränkeln; ein typhöses Fieber riß ihn in den ersten Wochen des neuen Jahres rasch dahin. Am 13. Januar hauchte er seinen letzten Athem

aus: kaum sechs und dreißig Jahre alt, viel zu früh für die Kunst und vielleicht selbst für die Zukunft der deutschen Poesie — aber doch noch immer zu spät für sein eigenes Glück. . . .

Verlags-Catalog

des

G. Schwetschke'schen Verlages

in Halle.

1854. 1. September.

Germar, E. F., Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. In lithograph. Tafeln dargestellt und beschrieben. 8 Lieferungen.

Auch unter dem Titel:

Petrificata stratorum lithanthracum Wettini et Lobejuni in Circulo Salae reperta. Fasc. I—VIII. gr. Fol. 1844—1853. Complet n. 16 Thl.

Hinrichs, H. F. W., Politische Vorlesungen. Unser Zeitalter und wie es geworden, nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen mit besonderem Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentlicheu Vorträgen an der Universität zu Halle dargestellt. 2 Bände. gr. 8. 1843. geh. n. 3 Thl. 20 Sgr.

— Ferienschriften. Pfingsten 1844. Die Preußische Petitionsfrage nach provinzialständischem und constitutionellem Gesichtspunkte. gr. 8. geh. n. 15 Sgr.

— — Ostern 1845. Die Deutsche Verfassungsfrage. Darstellung und Kritik der Carlsbader Verhandlungen über die Interpretation des Artikel 13 der Bundesakte. gr. 8. geh. n. 15 Sgr.

— Trier-Ronge-Schneidemühl in staats- und bundesrechtlicher Hinsicht. 1e, 2e, 3e, 4e und 5e Auflage. gr. 8. 1845. geh. n. $2^1/_2$ Sgr.

— Trutz-Rom- und-Jesuiten. Ein Gedenkblatt für römisch- und deutsch-katholische Christen. gr. 8. 1845. geh. n. 10 Sgr.

Kalender der Natur. I. Jahrg. Von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller, Herausgebern der Zeitschrift „Die Natur". Mit Illustrationen von Albert Grell. Schmal 4. 1853. geh. n. 1 Thl.

Krause, Dr. J. H., Angeiologie. Die Gefässe der alten Völker, insbesondere der Griechen und Römer, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums in philologischer, archaeologischer und technischer Beziehung dargestellt und durch 164 Figuren erläutert. Mit 6 lith. Tafeln. gr. 8. 1854. geh. 2 Thl. 15 Sgr.

Kultur, die, der Gewerbe und des Landbaues. Zeitschrift für Verbreitung naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Kenntniß der Gewerbe und der Landwirthschaft unter allen Ständen. Herausg. von Dr. Jul. Schadeberg. Mit xylograph. Illustrationen unter der Redaction von Alb. Grell. Jahrg. 1854. 1s Quartal. gr. 4. geh. n. 25 Sgr.

Müller, Dr. K., Deutschlands Moose oder Anleitung zur Kenntniss der Laubmoose Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande und Dänemarks. Für Anfänger sowohl wie für Forscher bearbeitet. Mit Abbildungen. gr. 8. 1853. geh. n. 2 Thl.

Natur, die. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. Herausgegeben von Dr. Ule und Dr. Karl Müller, in Verbindung mit E. A. Roßmäßler und andern Freunden. Mit xylogr. Illustrationen. Jahrg. 1852. gr. 4. geh. n. 3 Thl. 10 Sgr.
— Jahrgang 1853. gr. 4. geh. n. 3 Thl. 10 Sgr.
— Jahrgang 1854. 1s Semester. gr. 4. geh. n. 1 Thl. 20 Sgr.
Wird fortgesetzt. — Wöchentlich erscheint eine Nummer. — Auf 6 Ex. in Jahresrechnung das 7te frei.

Prutz, Robert, Neue Schriften. Zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte. 2 Bde. 8. 1854. geh. n. 2 Thl. 24 Sgr.

Schadeberg, Dr. **Jul.,** Skizzen über den Kulturzustand des Regierungsbezirks Merseburg. Erste Abtheilung. (Besonderer Abdruck aus der Hallischen Zeitung im Schwetschke'schen Verlage v. 17. Dec. 1851 bis 16. Juli 1852.) gr. 8. 1852. geh. n. 20 Sgr.

— Gewerbs-Geometrie. Anleitung zum Selbstunterricht für alte und junge Gewerbtreibende. Mit 17 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1853. geh. n. 15 Sgr.

— Die Silos. Für Gemeinden, gewerbliche Korporationen, Vereine, große Fabriken und große Landgüter. Ein durch die Erfahrung bewährtes Mittel, den Arbeitern und Armen wohlfeiles Brod in theurer Zeit ohne Geldopfer zu verschaffen. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit Abbildungen. gr. 8. 1854. geh. n. 15 Sgr.

Uhlich, Preußische Religionsfreiheit im Jahre 1851. Zunächst dem preußischen Richterstande gewidmet. gr. 8. 1851. geh. $3^3/_4$ Sgr.

Zimmermann, Dr. **W.,** Schulgrammatik der Englischen Sprache. Ein Lehrbuch in zwei Lehrgängen für Real-, höhere Töchterschulen und den Privatunterricht. Erster Lehrgang. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1854. (Erste Auflage. 1853.) geh. n. 24 Sgr.

— Zweiter Lehrgang. gr. 8. 1854. geh. n. 28 Sgr.

Auf 10 in Jahresrechnung abgesetzte Exemplare das 11. frei.

Schriften von Gustav Schwetschke.

(Im G. Schwetschke'schen Verlage.)

Acta manualia des Teufels in Sachen Schleswig=Holstein. 8. 1850. geh. $3^3/_4$ Sgr.

Aennchen von Tharau. Drama in zwei Aufzügen. Mit zwei Musikbeilagen. 12. 1852. geh. 12 Sgr.

Ausstellung meist originaler Druckschriften zur Erläuterung der Reformationsgeschichte, mit besonderem Bezug auf die Deutsche und Hallische Kirchenverbesserung. Veranstaltet zur 300jährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. (Herausgegeben von Dr. Ed. Förstemann und Dr. G. Schwetschke.) gr. 8. 1841. gef. n. 10 Sgr.

Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meß=Jahrbücher des deutschen Buchhandels vom Erscheinen des ersten Meß=Kataloges bis zur Gründung des ersten Buchhändler=Vereins, 1564—1764. Mit einer Einleitung von G. Schwetschke und 3 Tafeln Facsimile's. Folio. 1850. Velinp. cart. 15 Thl. Ord. Pap. cart. 9 Thl.

Lucilii ab Uva (Gust. Schwetschke), Carmen de Ratione malefica (i. e. Von der Hexe Ratio) e scriniis pio-diplomaticis erutum versione theotisca adnotationibusque instructum. 4 maj. (Mit Firma: Bernhard Tauchnitz in Leipzig.) 1846. gef. n. 3 Sgr.

— Der Oberon von Sanssouci. Ein tragi=komisches Heldengedicht. Mit Commentar. 1e, 2e und 3e Auflage. 16. (Mit Firma: Herm. Kirchner in Leipzig.) 1847. geh. 6 Sgr.

Medicina mentis oder sächsisch=hannoverscher Grundriß der Logik. Ein Leitfaden zum Selbststudium und zum Unterricht auf höheren Lehranstalten. gr. 8. 1849. 2te Aufl. 1850. gef. $1^1/_2$ Sgr.

Schwetschke, G., M. Eckstein von Hall und vier andere, in Dreyhaupt's Chronik unerwähnt gebliebne Hallische Schriftsteller des 15. u. 16. Jahrhunderts. Ein Sendschreiben an Dr. F. A. Eckstein. 8. 1842. gef. 1½ Sgr.

— Schneidemüller-Lied. Mit sechs Begleitstücken. Dritter, mit einer Composition des Schneidemüller-Liedes für vier Männerstimmen vermehrter Abdruck. gr. 8. 1845. gef. n. 2½ Sgr.

— Byzantinisches Blatt. gr. 8. 1845. geh. 3 Sgr.

— Gedichte eines protestantischen Freundes. Altes u. Neues. Mit einem Oest-Westlichen Divan. 16. (Mit Firma: Herm. Kirchner in Leipzig.) 1847. Elegant geb. n. 24 Sgr.

— Protest-Brief an Se. Excellenz den Herrn Minister Eichhorn. Von einem protestantischen Kirchen-Vorsteher. gr. 8. 1847. (Mit Firma: H. Kirchner in Leipzig.) gef. 1½ Sgr.

— Zwei Worte historisch an die Herren Minister v. Manteuffel und v. d. Heydt. 8. 1850. gef. 1 Sgr.

— Hallische Steinmetzzeichen. Eine Maurerische Festschrift. Mit 1 Taf. Abbild. gr. 4. 1852. geh. n. 5 Sgr.

Spenser, Edm., Fünf Gesänge der Feenkönigin. In freier metrischer Uebertragung von Dr. G. Schwetschke. 8. 1854. cart. n. 16 Sgr.

Tacitus' Germania. Nach einem bisher nicht verglichenen Codex übersetzt von dem Herausgeber einer lateinischen Briefsammlung. 1e, 2e und 3e Aufl. 8. 1849. geh. 6 Sgr.

Zeugnisse, zwei öffentliche, aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum und den Pastor Wislicenus. (Mit Firma: J. Helbig in Altenburg.) gr. 8. 1845. geh. 3 Sgr.

Schriften von Gustav Schwetschke.

(In fremdem Verlage.)

Schwetschke, Car. Gust., De Donato Minoris fragmento Halis nuper reperto excursus. 4 maj. Halle (jetzt Berlin), Gebauersche Buchh. 1839. gef. n. 10 Sgr.

— Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. Eine Festschrift. Mit einem Anhange: I. Ehrenrettung des sächsischen Merseburg, als des Druckortes „Marsipolis" und „Merßborg" von 1473, und mithin als der ältesten norddeutschen Druckstätte. II. Supplementarisches zu Hain, Ebert, Schaab und Wetter. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Schmal gr. 4. Halle (j. Berlin), Gebauersche Buchh. 1840. Cart. n. 2 Thl. 20 Sgr.

Luthers Newe Zeitung vom Rein 1542. Eine Flugschrift Luthers gegen das Heiligthum des Cardinals Albrecht. Wiederaufgefunden und herausg. von Gust. Schwetschke. gr. 8. Halle (j. Berlin), Gebauersche Buchh. 1841. geh. n. 10 Sgr.

Schwetschke, Dr. **G.**, Paläographischer Nachweis der Unächtheit der Kölner Freimaurer-Urkunde vom J. 1535. Mit 3 Facsimile's. Besonderer, mit der Abhandlung Papillon's über die Consonanten J und V verm. Abdruck aus den neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Alterthums-Vereins. gr. 8. Halle (j. Berlin), Gebauersche Buchh. 1843. geh. 7½ Sgr.

(**Schwarz, C.**, Dr. Rupp's Ausschließung aus dem Gustav-Adolf-Verein.) Nebst einem Schlußwort von Gust. Schwetschke. gr. 8. Halle, Knapp. 1846. geh. n. 5 Sgr.

Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad D. Arnoldum Rugium philosophum rubrum nec non abstractissimum datae. Ed. I—VIII. 8. Francofurti ad Moenum. 1849. gef. 3 Sgr.

(Commissions-Artikel bei H. L. Brönner.)

Prutz, Robert Eduard

Neue Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte

Bd.: 2

Halle (1854)